Johannes Broxtermann (Hrsg.)

NETZE KNÜPFEN – HOFFNUNG SÄEN

ERINNERUNGEN AN
MARIA – CHRISTINE ZAUZICH

Inhalt

Drei Sätze vorweg 4
Johannes Broxtermann - Erinnerung 5
Karin Kortmann MdB - Eine Begegnung, die mein Leben veränderte 9
Maria-Christine Zauzich - Dankrede zur Verleihung des Bundesverdienstkreuzes 13

Elisabeth Bilke, Peter Zauzich - Zur Familiengeschichte von Maria-Christine Zauzich 20
Maria-Christine Zauzich - Aus der Ansprache zum Tode ihrer Mutter 27
Dr. Eva-Maria Streier - Ich habe eine Freundin verloren 32
Michaela Pilters - Journalistin aus Leidenschaft 42
Sr. Monica Lewis OSB - Ich träume vom Himmelskreis - Dinklage im Leben von Maria-Christine Zauzich 46
Maria-Christine Zauzich - Dinklage - lange Liebe, langes Leben 52

Bert P. Herfen - Drei Tage mit Ana 57
Maria-Christine Zauzich - Kirchenverfolgung und Märtyrerkirche 72
Rigoberto Perez Garrido - Die Liebe zu den Märtyrern 74
Franz Grave - Eine gefährliche Reise 82
Miriam Moreira Rubio - Man muss sie nicht verstehen, man muss sie nur lieben 85

Ulrike Vincenz - Die Anfänge des Projektes „Samenkorn“ 93
Brigitte Denger - Maria-Christine Zauzich und Lüdenscheid 102
Stefan Hoffmann - Caminos de amistad, Wege der Freundschaft 108
Maria-Christine Zauzich - Die letzte Predigt 113
Maria-Christine Zauzich - Drei Briefe von der letzten Reise 118
Mechthild Börger - Die letzte Reise, der letzte Tag 122
Jorge Oliva Trujillo - Nach Cristinas Tod 132
Johannes Broxtermann - Der, der mit ihr starb: Horst Sauer 136
Johannes Broxtermann - Predigt in der Auferstehungsmesse am 14.8.2009 in Lüdenscheid 140

Christian Stich - Die Reise geht weiter… 146
Aus dem Kondolenzbuch in Guatemala 152
Luis P. Nicolas Pedro - Wehmut des Winters 160
Leonardo Rodriguez Camajá - Gedicht für Maria-Cristina 163

Wohl denen, die gelebt, ehe sie starben.

Grabinschrift der Dichterin Marie-Luise Kaschnitz (Friedhof in Bollschweil)

Die Sehnsucht
lässt die Erde durch die Finger rinnen
alle Erde dieser Erde
Boden suchend
für die Pflanze Mensch

Hilde Domin

Anderes Saatgut fiel auf gutes Erdreich und brachte Frucht, die heranwuchs und sich mehrte, und trug dreißigfach und sechzigfach und hundertfach

Evangelium nach Markus 4,8

Johannes Broxtermann

Erinnerung

Bei uns im Pfarrsaal von St. Medardus in Lüdenscheid hängt seit langem ein großes Bild. Ein Mädchen aus Guatemala, eine kleine Händlerin auf dem Markt, hat die schön gewebten Decken und Tücher für die Touristen etwas beiseite geschoben - sie hängen jetzt wie ein geöffneter Vorhang -, und das Mädchen schaut den Betrachter freundlich an. Die Szene erinnert mich so sehr an Maria Cristina Zauzich, die auch immer wieder trennende Vorhänge weg geschoben und den Blick frei gemacht hat. Den offenen Blick in eine ferne Kultur, den offenen Blick zu konkreten Menschen in Guatemala. Es ist vielleicht kein Zufall, dass sie am Ende einer Reise mit deutschen Freunden, am Ende eines intensiven Bemühens, Einblicke zu eröffnen, gestorben ist.

Ihr Unfalltod am 2.8.2009 - zusammen mit einem der Reisegefährten, Horst Sauer aus Altena - hat viele Menschen tief erschüttert, in Guatemala wie in Deutschland. Die Trauer machte noch einmal

deutlich, wie groß ihr Freundeskreis war, wie viele Netze sie geknüpft und wie viel Hoffnung sie gesät hat. Maria Cristina war eine fantastische Brückenbauerin und Blicköffnerin: engagierte Journalistin, Filmemacherin und Reiseleiterin – Gründerin, Inspiratorin, Vordenkerin und schließlich „abuelita“ (Großmütterchen) des Projektes Samenkorn/ Ija´tz, oft gestrenge und penible Organisatorin. Maria Cristina, die gute Freundin, die in Hunderten Briefen und Emails Kontakt hielt, „immer in Eile“ und an allem interessiert, liebte die Menschen sehr, selbstlos oft bis zur Erschöpfung. Ohne sich zu schonen, ließ sie sich „verbrauchen“ – wie das Weizenkorn im Evangelium.

Und sie liebte Gott sehr. Hohe Worte des Glaubens – wie Reich Gottes, Erlösung und Befreiung, Nachfolge Christi, Märtyrer – wurden von ihr auf die Erde geholt und vorgelebt. Sie war eine wunderbare, überzeugende Zeugin des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Viele, die dann in den folgenden Wochen über sie schrieben, deuteten sie in religiöser Sprache. Die Stipendiaten von Ija´tz nannten sie immer wieder einen „Engel“, einen Boten Gottes. Eine ebenso kompetente wie nüchterne Bekannte beschrieb sie als „Heilige unserer Zeit“, und ich selber sprach in der Auferstehungsmesse am 14.8.2009 von ihr als einem „prophetischen Menschen“. Offenbar ist die religiöse Sprache am besten geeignet, dieses Leben „auf den Punkt zu bringen“.

Die Wochen des August bleiben mir unvergesslich. Ich war mit beiden Verunglückten befreundet und durch den Verlust von zwei engen Freunden tief getroffen. Durch die Aufgabe, für Horst in Altena und für Cristina in Lüdenscheid die Auferstehungsmessen zu feiern, erfuhr ich eine Kraft, die aus der Liturgie, aus dem Mitgehen so vieler Menschen – und aus dem Leben beider heraus strahlte.

Anfangs sprachen oder schrieben die meisten fassungslos von dem schrecklichen Unfalltod. Doch dann setzte ein Erinnern und Erzählen ein. Nach der Messe für Cristina saßen wir noch lange zusammen - unter dem eingangs erwähnten Bild - und erzählten. Es wurden so viele Facetten eines reichen Lebens sichtbar.

Schon am nächsten Tag kam die Idee zu diesem Buch der Erinnerung. Fast alle, die ich um Mitarbeit bat, sagten zu. So danke ich ganz herzlich allen, die - zum Teil unter erheblichem Zeitdruck innerhalb eines Monats - geschrieben haben:

- Elisabeth Bilke (geb. Zauzich) und Peter Zauzich, den Geschwistern
- der Freundin Dr. Eva-Maria Streier (Bonn)
- der bisherigen Staatssekretärin Karin Kortmann vom Ministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit (Berlin / Düsseldorf)
- der journalistischen Weggefährtin Michaela Pilters (Mainz), Vorsitzenden der Gesellschaft Katholischer Publizisten
- der Benediktinerin Schwester Monica Lewis (Abtei Dinklage)
- dem Produzenten, Regisseur und Kameramann Bert P. Herfen
- dem Priester Padre Rigoberto Perez Garrido (Diözese Quiché, Guatemala), Pfarrer von San Antonio Ilotenango und Leiter von Radio Quiche
- der Nachbarin und Freundin Miriam Moreira Rubio und ihrer Familie (Guatemala City)
- dem langjährigen Vorsitzenden von ADVENIAT, Weihbischof em. Franz Grave (Essen)
- dem Vorsitzenden von Ija´tz, Lic. Jorge Oliva (Guatemala)
- dem „Motor“ des Projektes „Samenkorn“ in den ersten zehn Jahren, Dr. Ulrike Vincenz (Jever)
- der Gastgeberin der letzten Jahre, Brigitte Denger (Lüdenscheid)
- dem Mitinitiator des Jugendaustausches „Caminos de amistad“, Stefan Hoffmann (Lüdenscheid)
- der Teilnehmerin der letzten Reise, Mechthild Börger, Gemeindereferentin von St. Medardus (Lüdenscheid)
- nicht zuletzt dem Nachfolger und neuen Leiter des Stipendienwerks, Christian Stich (bisher Regensburg, seit dem 1.10.2009 in Guatemala)

und allen, die ihre Zuneigung ins Kondolenzbuch in Guatemala eingeschrieben haben, auch den beiden jungen Poeten Luis P. Nicolas Pedro und Leonardo Rodriguez Camajá.

In diesem Buch finden sich auch einige Texte und Ansprachen von Maria Cristina, und so kann man sich noch einmal an ihrer lebendigen, kräftigen, konkreten Schreib- und Redeweise erfreuen!

Ganz groß ist mein Dank gegenüber dem Layouter Günther Weiß (Lüdenscheid), der sich nun schon zum zweiten Mal in diesem Jahr der Mühe unterzieht, Texte zu einem Buch zu machen und dieses gut zu gestalten; und nicht zu vergessen die hervorragend gestaltete Buchhülle durch Markus Deitmerg.

Herzlichen Dank für die Fotos – überwiegend aus dem Privatbesitz der Autoren-, aber auch von Niclas Waldheim, Ingrid Weiland, Annemarie Langenfeld, Carolin Meyer und Klaus-Peter Heyduck (Berlin), dem wir das Titelbild verdanken, das inzwischen fast „um die Welt gegangen ist“.

Die Brücke Deutschland - Guatemala braucht gute Übersetzer; von einer Sprache in die andere haben uns geholfen Heide Stuchtey, Teresa Denger, Christian Stich, Elisabeth Rodermund, Patricia Czaja und Katrin Van Loo. Auch dafür herzlichen Dank!

Für weitere organisatorische Hilfen seien genannt und bedankt: Elisabeth Pregardier, Ulrich Denger, Doris König-Thomas, Veronika Kerösi, Prof. Johannes Meier u.a. (Sollte ich jemanden vergessen haben, sehe er/sie es mir nach!)

Ich freue mich, wenn dieses Buch die Erinnerung an Maria Cristina Zauzich wachhält und uns darin bestärkt, zu tun, was sie getan hat:

„Netze knüpfen, Hoffnung säen“

Es ist gut, in den geknüpften Netzen mit vernetzt zu sein. Es ist gut, die Saat der Hoffnung aufzunehmen und weiterzugeben - Acker zu sein. Oder Sämann. Oder Säfrau …

Lüdenscheid, den 15.10.2009

Johannes Broxtermann

Karin Kortmann
Ehem. Parlamentarische Staatssekretärin im Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit

Eine Begegnung, die mein Leben veränderte.
Eine Frau, die mich mit ihrem Engagement fesselte.
Eine liebevolle Erinnerung an Maria-Christine Zauzich.

Es war November 1991 oder 1992, die Vollversammlung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK) tagte wie immer in der Stadthalle in Bonn-Bad Godesberg. Ich war als frisch gewählte Bundesvorsitzende des BDKJ Delegierte. Die Versammlung verlief für mein Empfinden routinemäßig: Einbringen von Anträgen, Debatte, Abstimmung. Am Nachmittag wurde der Sitzungsverlauf unterbrochen. Eine deutsche Journalistin trat mit drei jungen indigenen Gästen aus Guatemala auf. Sie standen am Mikrofon und sprachen über ihr Land, den Bürgerkrieg, die Ausgrenzung der indigenen Bevölkerung von den elementaren Grundrechten.

Karin Kortmann

Es war ein ungleiches Bild: die große hellhäutige Frau, artikulationsstark, vielen wohl bekannt, und die drei kleinen Menschen in ihren bunten Kleidern, die zunächst etwas scheu und unsicher in die Menge der fast zweihundert ZdK-Delegierten und Gäste schauten. Und dann sprang der Funken über. Gebannt hing nicht nur ich an ihren Lippen. Plötzlich war uns das kleine zentralamerikanische

Land ganz nahe. Die Debatten um den „Konziliaren Prozess für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung“ wurden lebendig.
Abends beim Gottesdienst in der Katholischen Gemeinde St. Winfried saßen die vier neben Prälat Herkenrath, dem Chef von Misereor am Altar und hielten Fürbitten. Unsere Gefühle überschlugen sich zwischen Wut auf die guatemaltekischen Machthaber und Trauer um die verschwundenen und getöteten Menschen. Viele Tränen flossen.
Und Tränen liefen mir wieder am Morgen des 7. August 2009, als mich unser deutscher Botschafter in Guatemala Peter Linder zu Hause anrief und mir vom Tod von Maria-Christine Zauzich berichtete. Ich saß da, schaute auf ihr Foto und war fassungslos.

Frau Zauzich war eine großartige Frau, eine hervorragende Journalistin, eine überzeugte Bildungspolitikerin und eine Christin, die die Frohe Botschaft zu ihrer eigenen Handlungsmaxime erklärte.
Sie war das Herz und die Seele ihres Stipendienprogramms.

Besuche von Maria-Christine Zauzich und jungen Stipendiaten in Deutschland habe ich in den darauffolgenden Jahren mehrmals miterlebt. Immer war sie darum bemüht, dass nicht sie selbst, sondern die Stipendiaten zu Wort kamen.
Sie hat so auf ihre freundliche, liebevolle, warmherzige, aber auch sehr klar strukturierte Vorgehensweise Brücken gebaut:

- Brücken der Verständigung
- Brücken der Zusammenarbeit
- Brücken der Freundschaft und Liebe.

Sie hat dadurch auch mich zu einer Unterstützerin für ein demokratisches und gerechtes Guatemala gewonnen. Sie nicht mehr an unserer Seite, in unserer Mitte zu wissen, ist kaum vorstellbar.

Noch vor wenigen Monaten besuchte sie mich mit einigen Stipendiaten im Bundesentwicklungsministerium in Berlin. Wir hatten

das bei meinem letzten Besuch in Guatemala vereinbart. Es war ein schönes Treffen. Vertraut. Wir haben gelacht. Pläne besprochen, wie das neue Stipendienhaus gebaut und mit Finanzmitteln aus unserem Ministerium gefördert werden sollte. Wir haben über die erfolgreichen Abschlüsse der Stipendiaten und ihre zukünftigen Wege gesprochen.
Es war kein üblicher „Staatsbesuch“. Es war der Besuch einer Frau, die Staat gemacht hat.

Der „Schutzengel Guatemalas“, wie ich insgeheim Maria-Christine Zauzich nannte, hatte noch viele Pläne. Auch wenn sie sich immer mehr zurückziehen wollte, um anderen mehr Verantwortung zu übertragen. Ich habe sie mehrmals in ihrem Stipendienwerk in Guatemala besucht. Das Haus atmete ihren Geist und den Guatemalas. Ich werde nicht den Geruch vergessen, wenn sie zu Ehren des Gastes die Kieferzweige im Hausflur auslegte. Ein grüner Willkommensteppich.

Frau Zauzich war eine Netzwerkerin. Sie hat ihre Kontakte genutzt und neue geknüpft, um für bessere Bildungschancen in Guatemala zu werben. Sie brauchte die Spenden aus Deutschland. Sie wollte die ideelle Unterstützung. Sie warb dafür, Guatemala nach dem Abschluss der Friedensverträge nicht aus dem Blick zu verlieren. Die drei großen Hoffnungen haben sich leider immer noch nicht erfüllt: Rechtsstaatlichkeit, Demokratie und die Achtung der Menschenrechte. Sie sind die Fundamente für ein geeintes und zukunftsfähiges Guatemala, das jetzt ohne ihren Beistand ist.

Viele Guatemalteken haben auf dem steinigen Weg der Zivilisierung Angehörige und Freunde verloren. Viele wissen bis heute nicht wo und unter welchen Umständen ihre Liebsten verschollen sind. Mögen sie im Reich Gottes mit Maria-Christine Zauzich zusammenkommen. Die Güte unseres Herrn, der Glaube, der uns verbindet, möge uns Kraft und Zuversicht geben.

Ich bin dankbar, diese großartige Frau Maria-Christine Zauzich kennen gelernt zu haben. Über meinem Schreibtisch hängt ein Foto, das uns gemeinsam zeigt, als ich ihr das Bundesverdienstkreuz verliehen habe. Die höchste Anerkennung für ihr Engagement, das der deutsche Bundespräsident zu vergeben hat. Dort an der Wand über mir wird sie bleiben und mit darauf achten, dass ich Guatemala und ihr Stipendienwerk immer im Blick behalte.

Vor ein paar Jahren hat sie meinen Kindern Judith und Philipp einen sehr langen Brief geschrieben und ihnen einige Quetzales dazu gelegt. Sie schrieb: „Quetzales heißt unsere Landeswährung – und so heißt auch der Nationalvogel: Er ist wunderschön, ganz klein und grün, mit einem roten Bauch und einer riesenlangen Schwanzfeder. Es heißt, er stirbt, wenn man ihn in einen Käfig steckt, deshalb gilt er als Symbol der Freiheit, und ist angeblich nirgends im Zoo zu finden.“

Ich wünsche, dass der Quetzal Maria-Christine Zauzich begleitet.
Sie hat lange für die Freiheit anderer gekämpft, jetzt ist sie in der Freiheit unseres Schöpfers angekommen.

Maria-Christine Zauzich

Dankrede von Maria-Christine Zauzich bei der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes in Düsseldorf am 18.11.2006

(gekürzt)

Wes das Herz voll ist, dem geht der Mund über; am liebsten hätte ich meine Geschichte vom Wechsel aus dem etablierten Journalismus auf die Wildbahn als „freie Korrespondentin auf Reisen“ (so stand es anfangs auf den Visitenkarten) noch einmal Revue passieren lassen. Doch das wäre abendfüllend. Ich erwähne symbolisch die Fortbewegungsart in diesen Zeiten, die alternatives Leben andeutet: auf dem Rücksitz eines Motorrads zum Beispiel, als überflutete Straßen nicht passierbar waren. Fahrten im wackligen Boot, auf Eselsrücken, auf dem Pickup, im LKW oder Klapperbus bei Nacht und Nebel, an Abgründen entlang, Gänge über schwankende Hängebrücken und Baumstamm-Stege. Schleichwege im Wald, als Bürgerkriegs-Flüchtlinge aus den Bergen abgeholt werden sollten. … Einmal habe ich der Katholischen Nachrichtenagentur eine Menge Geld gespart, als ich in Argentinien per Anhalter in einem Begleitflugzeug des Papstes mitfuhr … Der Absturz mit einer Avioneta, ein schlagzeilenträchtiger Raubüberfall – Dankbarkeit, dass am Ende immer alles gut ausging.

Wovon lebe ich? Was treibt mich? Einer meiner Lehrer und Chefs, der verstorbene Professor Roegele (mit dem ich keineswegs immer einer Meinung war) nannte mich einmal eine Überzeugungstäterin. Als solche lade ich Sie ein in mein Glaubens- und Lebenshaus, beginnend mit dem Berufsweg dorthin seit zwanzig Jahren, einen Weg, der mich

1. **vom theoretischen Vermitteln zum praktischen Handeln geführt hat.**

Ausgezogen war ich als Journalistin. Meine Leidenschaft ist die Sprache in Wort und Bild, das journalistische Vermitteln, von hier

nach dort, von dort nach hier – bis ich „aus der Rolle fiel“ – fallen musste, denn „eingreifen“ ist nicht Journalistensache. Das konnte nicht ausbleiben, als ich Opfer des Bürgerkriegs interviewte, für eine Märtyrerchronik über ermordete Kirchenleute recherchierte und immer wieder die Bitten der Witwen hörte: „Helfen Sie mir bei der Ausbildung meiner Kinder.“ Nein, ich habe nicht mutig etwas gegründet, geplant oder gar ein Entwicklungskonzept im Hinterkopf gehabt. Ich habe nur versucht, eine Antwort auf konkrete Nöte zu finden, jener Mutter z.B., die nicht spanisch sprach, Analphabetin war, und die mich mit zwei halbwüchsigen Kindern aufsuchte. Sohn Rosalio weinte, als er über die Flucht redete, und sagte, es sei sein sehnlichster Wunsch, endlich zur Schule zu gehen – er ist heute Agraringenieur. Gabriel, ein Waisenjunge aus dem Bürgerkrieg, der bald Arzt sein wird; Reyna, die Krankenschwester; Manuel, der Psychologe, Juan Lux, der Volksschullehrer: alle sind Mayas, Opfer des Krieges oder der strukturellen Gewalt – auch Armut ist Gewalt. Nicht alle krönen ihr Studium mit einem Universitätstitel –doch für mehr als 300 junge Leute hat sich das Leben verändert: für sie, für ihre Familie, und wenn sie Führungspositionen übernehmen, auch für das verarmte Guatemala.

Einige Worte zum Bauplan, zu den

2. Gedanken, die Pate standen

Als das Proyecto Ija´tz Formen annahm, standen – eher unbewusst – verschiedene Gedanken Pate: die Dankbarkeit über die erhaltenen Stipendien vom Cusanuswerk, vom British Council, das Balke-Stipendium der Arbeitgeberverbände – privilegiertes Studieren, das den Wunsch entstehen ließ, das Erhaltene „irgendwie zurückzuzahlen“. Da war auch die Überzeugung der gelernten Politikwissenschaftlerin, dass „Bildung“ langfristig ein Weg zu friedlicher Entwicklung ist – und die traurige Einsicht, dass der Staat in Guatemala gerade erst daran geht, flächendeckend Volksschulen einzurichten; die Förderung der Mayas, die vielen als hinterwäldle-

risch und rückständig gelten, bleibt vorerst Utopie in einem Land mit weitgehend oligarchischen Strukturen.
Schließlich stand da ein im katholischen Elternhaus geprägtes, tief verwurzeltes Empfinden für soziale Gerechtigkeit Pate, das sich in Zorn über den Rassismus, über die tiefe Kluft zwischen Arm und Reich umsetzte.

v.l.n.r.: Staatssekretärin Karin Kortmann, Maria-Christine Zauzich, Irmgard Karwatzki (MdB) †, Lilo Friedrich (frühere MdB)

Dazu kam eine seit Kindesbeinen unbekümmerte Lust am Organisieren, am „Machen“, am Improvisieren. Ich gehöre zu denen, die spontan etwas tun und sich erst hinterher Gedanken machen, was sie da in die Welt gesetzt haben. Und schließlich bin ich eine unverbesserliche Menschen-Mögerin, was zeitlebens zu einem kunterbunten Freundeskreis geführt hat, zu dem seit Guatemala auch materiell wirklich Arme zählen.
Übernimmt sich die Baumeisterin nicht?

3. Hat sie ein „Helfersyndrom“?

„Warum das alles“? Ich kann mich gut an die kritische Warum-Frage einer Psychologin erinnern, die offenbar nach einem Helfersyndrom bei mir fahndete. Gibt sie sich nicht selbst auf, ohne Mann und Kinder, ohne abendliches Ausgehen, ohne Konzert und Ausstellungsbesuche? Verkommt sie intellektuell? Was bringt dieser Tropfen auf den heißen Stein? Sieht sie nicht erschöpft aus? Es ist wahr, mein deutscher und mütterlich vererbter Perfektionismus bringt mich manchmal an den Rand der Verzweiflung, wenn nichts funktioniert, wenn man der Sekretärin erläutern muss, dass die Adresse oben links auf den Briefumschlag gehört; wenn eine Geschäftsführerin Seiten ohne Punkt und Komma schreibt, und wenn, was schlimmer ist, Neid, Missgunst, Verleumdung mich so weit bringen zu fragen, wozu ich mir „das da“ eigentlich antue. Wenn es so weit ist, dann heißt es, mit Hilfe von Freunden Kraft zu tanken, Abstand zu nehmen, ein wenig für mich selber zu sorgen. Und natürlich muss der Zeitpunkt kommen, das Projekt in andere Hände zu übergeben. Helfersyndrom? Ich wollte, es gäbe mehr Leute mit einem halbwegs vernünftigen Helfersyndrom – solche, denen Helfen Freude macht.

Und die Kräfte, die Quellen?

4. Die Kraftquellen

Hätte ich meine eigenen Kräfte und Grenzen, aber auch meine Reserven kennen gelernt, wenn ich in Deutschland geblieben wäre, wenn Verlobungen nicht geplatzt wären, wenn ich die Karriereleiter weiter geklettert wäre, mit ordentlichem Gehalt und auskömmlicher Rente? Ich bezweifle es. Ich bin reicher geworden. Im ererbten Glauben sind die theologischen Diskussionen, auch Kirchenkritik, geschrumpft, die praktischen Fragen wichtiger geworden. Ich begreife, was es heißt, dass Glauben Freude machen kann, ja muss, sonst ist er nicht wahr - Engagement, aus biblischer Botschaft gespeist. Das Reich Gottes, der Gerechtigkeit, des Friedens wird nicht im Himmel gebaut, sondern hier – denn Gott hat

keine anderen Hände als unsere, mit denen wir *hier* anpacken. So wollen wir es den Stipendiaten vermitteln; es geht um Glauben, der sich in soziales, solidarisches Handeln umsetzt. Auf diesem ethischen Hintergrund hoffen wir, ein Fundament für nachhaltige Entwicklung zu legen. Ohne diesen Hintergrund besteht die Gefahr, dass nichts Anderes herauskommt, als das, was wir in Lateinamerika bei vielen Politikern erlebt haben, auch Mördern und Diktatoren, die auf katholischen Privatschulen groß geworden sind: korrupte Egoisten, die sich primär um den eigenen Vorteil kümmern.

Ein letzter Punkt: Ohne Freunde kann das Glaubens- und Lebenshaus nicht gebaut werden.

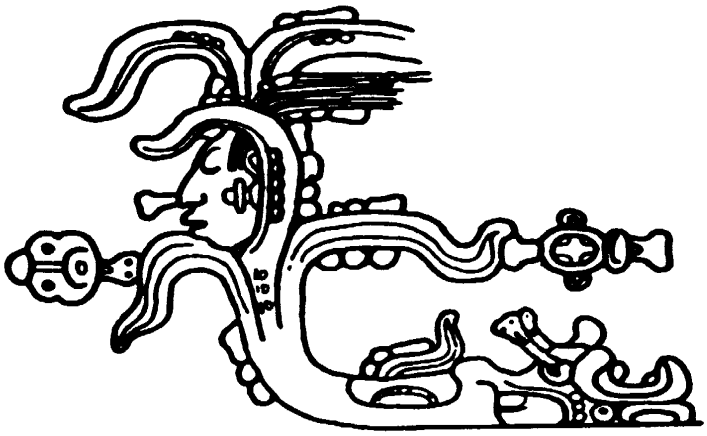
5. Der Dank an die Freunde

Ich möchte mit einem großen Dank abschließen. Die eigentlichen Heldinnen dieser Feierstunde, das sind die, die nie ein Bundesverdienstkreuz oder den Quetzal-Orden in Guatemala erhalten: Witwen wie Jonatan Serechs Frau, die ohne Klagen und Hass ihre Kinder aufziehen, die analphabetischen Großmütter, in Hütten am offenen Feuer, die für die Schulbildung ihrer Enkel kämpfen, auch Stipendiaten, die gegen alle Widerstände zu Hoffnungsträgern werden.

Mir fiel spontan das Maya-Kreuz ein, das älter ist als das Christenkreuz, als ich von dieser Ehrung erfuhr. Wie das Bundesverdienstkreuz ist das Maya-Kreuz gleichschenklig. Die Maya-Priester stecken es bei Zeremonien mit Kerzen ab, die die vier Enden der Welt bedeuten, vier Himmelsrichtungen, vier Maisfarben. In der Mitte die blaue und die grüne Kerze, Symbol für Gott, Herz des Himmels (blau) und Herz der Erde (grün). Drumherum legen sie einen Kreis, den Weltkreis aus Zucker, füllen ihn mit wohlschmeckenden Nahrungsmitteln, Kakao und süßem Brot, mit Weihrauch und Rosmarin. Alles wird angezündet.

Ihr alle, meine Freunde, aber auch die Armen, die Witwen, die Großväter und Vorfahren, wir bilden den Kreis der Einen Welt um dieses Bundesverdienstkreuz, in der Mitte das Herz des Himmels und der Erde, verschieden und wohlriechend sind wir wie die Gaben, und wenn man uns gemeinsam entflammt, brennt ein wunderbares, geheimnisvolles, mächtiges Feuer der Liebe: Danke, dass es Euch gibt – dieses Kreuz gehört uns allen.

Muchas gracias, mantiox, danke!



Elisabeth Bilke, geb. Zauzich und Peter Zauzich

Zur Familiengeschichte von Maria-Christine Zauzich

Am Anfang und zum Schluss möchten wir Christine selbst reden lassen mit Worten, die sie vor zwei Jahren bei der Beerdigung unserer Mutter als Predigt gehalten hat:

Mutters Leben war nicht leicht, und Vater, mit dem ich einmal über Schwierigkeiten im Verhältnis mit meiner Mutter sprechen wollte, beschwichtigte und sagte: „Ach, das musst du nicht so sehen. Die Mami ist nun mal ein bisschen kompliziert."

Es hatte vielleicht mit ihrer Jugend zu tun: einem schwierigen Vater, einer sich unterwerfenden Mutter. Sie hätte gern studiert, doch das Dritte Reich machte einen Strich durch die Rechnung. So wurde sie eine erstklassige Sekretärin. Sie heiratete unseren Vater – beide jugendbewegt, liturgisch engagiert, katholisch, kritisch dem Dritten Reich gegenüber. Die Jugendbewegten waren so etwas wie die Grünen der Dreißiger Jahre, Wanderschuhe, kurze Ho-

sen, kein Make-up, Natur war angesagt. Schlips und Kragen, Stöckelschuhe, Lippenstift waren verpönt. Man wandte sich gegen die bürgerliche Gesellschaft ebenso wie gegen die bürgerliche Kirche, feierte Messe auf deutsch, wo noch bis dreißig Jahre später Latein angesagt war. –
Die Wohnung der Jungvermählten wurde ausgebombt in Leipzig. Allein brachte die Städterin im fränkischen Dorf Buchbach ihr erstes Kind zur Welt, das der Vater erst ein Jahr später, nach Rückkehr aus der Gefangenschaft, kennen lernte. Vater, ein Keramiker, suchte immer wieder, sich beruflich zu verbessern: unzählige Umzüge waren die Folge, die sie so hasste.

So weit Christine in ihrer Trauerrede am 24.02.2007

Unsere Eltern wurden beide in Leipzig geboren, wuchsen dort auf und heirateten dort. Die Katholische Kirchengemeinde prägte ihre Jugend und ihre Vorstellungen von einem Familienleben. Während des 2. Weltkriegs verschlug es unsere Mutter nach Buchbach in Oberfranken. Dort kam am 5. August 1944 Christine zur Welt. Vier Jahre später folgte Peters Geburt in Marktredwitz im Fichtelgebirge und zwei Jahre danach Elisabeths Geburt in Kronach, Oberfranken. Vater erkämpfte sich seinen beruflichen Weg als Vollblutkeramiker durch unterschiedliche Firmen: „Thomas“ in Wunsiedel, „Rosenthal“ in Kronach, „Alka-Kunst“ in Staffelstein, „Edelstein“ in Küps und zu guter letzt die Weltreise nach Norddeutschland, wo er als Leiter der Porzellanabteilung der Melittawerke bei Varel in Friesland seinen beruflichen Traumjob fand. Das Familienleben war geprägt von Religion, Kirche, Glauben und Beruf des Vaters. Manches Mal saß die Familie zusammen beim Rosenkranzgebet, wenn Vater sich wiederum bei einer neuen Firma vorstellte. Wir sind oft umgezogen, jedes Kind einmal mehr: Christine 5mal, Peter 4mal und Elisabeth 3mal, unsere Mutter insgesamt 12mal! Die Pfarrgemeinde war erster Anlaufpunkt an jedem neuen Ort, zu allen Familienfesten wurden die Pfarrer mit eingeladen. Kirchliches und religiöses Leben war integrierter und

selbstverständlicher Bestandteil des Familienlebens. Ein Sonntag ohne Gottesdienst war unvorstellbar, die täglichen Gebete, Morgengebet, Tischgebete vor und nach den drei Mahlzeiten und Abendgebet waren nie Zwang, sie gehörten zum täglichen Leben.

Unsere ältere Schwester war von Anfang an unsere „große“ Schwester – in jeder Hinsicht. Sie fühlte oder musste sich verantwortlich fühlen. Sie bestimmte, wann was und wie gespielt wurde, aber sie wurde von uns beiden „Kleinen“ oft ausgegrenzt: die zwei Kleinen gemeinsam gegen die große, mächtige Schwester. In der Regel aber spielten wir viel, friedlich und vor allem lustig zusammen. In Hausen (zwischen Schloss Banz und Vierzehnheiligen) organisierte sie mit uns Kaspertheatervorführungen für die gesamte Nachbarschaft und Spaziergänger, die vorbeikamen. Sie organisierte und schrieb die Stücke, die wir dann gemeinsam unter ihrer Führung aufführten ...

Unter dem Umzug von Bayern ins „Ausland“ Friesland in Niedersachsen hatte sie am meisten von unserer Familie gelitten. Mitten in der Pubertät (Christine 16 Jahre alt und in der Oberrealschule in Lichtenfels integriert) musste sie ihre „Heimat“ verlassen. Dennoch hat sie in der neuen Schule sofort Fuß gefasst, wurde ein Jahr später Schülersprecherin des Gymnasiums in Varel und machte ein „Einser-Abitur“.
Christine hat viel und gern gelesen. Unsere Mutter sagte oft zu ihr: „Wenn du mal Kinder hast, dann bekommen sie, wenn sie Hunger haben, ein Buch zu lesen.“

Ihre Freizeit war vornehmlich durch das Familienzelt am Nordseestrand in Dangast geprägt, das von Pfingsten bis zu den Herbstferien auf dem öffentlichen Campingplatz aufgebaut war. Das Kurhaus war damals wie heute „Kult“ und prägte uns alle auf seine Weise. Sicherlich spielten diese Erfahrungen auch eine Rolle, dass Christine in späteren Jahren ein Zelt auf der Insel Helgoland deponierte, um immer wieder, wenn sie in Deutschland war, ein paar Tage die Seele baumeln zu lassen auf der vorgelagerten Düne von Helgoland.

Oft nannten wir Geschwister Christine „Frau von Pappritz“: sie brachte uns Tischmanieren und anderes bei. Sie versuchte unserem Vater das Spaghetti-Essen beizubringen und war entsetzt, als dieser die Spaghetti klein geschnitten hat.
Wir waren und blieben ihre „kleinen“ Geschwister. Sie machte sich Sorgen – allerdings ganz aus ihrer ureigensten Perspektive: Hatten die Geschwister auch wirklich Partner, die religiöse Wurzeln haben? Trafen sie Entscheidungen, die aus ihrer Sicht die richtigen waren? Die kleine Schwester Elisabeth war stolz, als sie von Christine in Münster in eine Vorlesung mitgenommen wurde. Später, als Elisabeth eine Zeit schwer krank war, wurde sie von Christine ins Arabella-Hochhaus (inzwischen in München) eingeladen und verwöhnt …
Als die kleine Schwester schon frühzeitig eine eigene Familie hatte, war Christine viele Jahre die beliebte Tante, die zu Besuch kam. Mehrmals nahm sie den ältesten Sohn (das erste Mal war er drei Jahre alt) mit nach Helgoland auf die Düne zum Zelten.

Schon mit 16 war Christine eine Weltenbummlerin, denn wann immer möglich trampte sie los, oftmals von der Angst der Familie begleitet. Die Mutter bestand zumindest auf einem Faltenrock statt einer Hose („… das sei beim Trampen weniger gefährlich“). Wie überhaupt in der Erziehung auf äußerliche Werte wie modische Kleidung oder Schminken gänzlich verzichtet wurde. Schon damals hatte Christine frühzeitig Kontakte in alle Welt, und sie kam immer äußerlich unversehrt zurück. Oft fühlte sie sich in der Familie unverstanden, wenn es um politische oder religiöse Fragen ging. Regelmäßige Diskussionen am Sonntagsmittagstisch endeten ausschließlich mit einem Fiasko. Den anderen – meist Vater und Bruder – gingen die Argumente aus, und es blieb nichts weiter als die frustrierende und wütende Bemerkung des Vaters zu schlucken: Wenn du nur kritisierst und hier alles schlecht findest, dann geh doch in die DDR!

Diese Zeit muss sehr schwer für Christine gewesen sein, zumal auch ihre ersten Beziehungen zu Männern eher unter einem schlechten Stern gestanden haben. Es waren meist kurzfristige und enttäuschende Begegnungen. Zu dieser Zeit fand sie den Weg nach Dinklage ins dortige Benediktinerinnenkloster, von nun an ihre spirituell-religiöse Heimat.

Christines Entscheidung, nach dem Abitur in Münster Jura zu studieren, hat alle, Lehrer, Mitschüler und Familie überrascht. Über ihre Motive können wir bis heute nur spekulieren, zumal sie auch sehr bald selbst die Reißleine zog, ihre Zelte in Münster abbrach

und in ihre Heimat Bayern zurückkehrte, an die Journalistenschule in Nürnberg

Ihr Entschluss, 1986 ihre Zelte für 3 Jahre abzubrechen (wie sie zunächst plante und deshalb auch den gesamten Hausstand auf dem großen Dachboden des Bruders deponierte), kam zwar zu dem Zeitpunkt überraschend, aber insgesamt passte er zur Lebenssituation unserer Schwester. Vom ersten Tag in Guatemala nannte sie sich Maria Cristina, wohl weil es in ihrem Pass so eingetragen war und sie in Guatemala jeder nur so kannte. Die Familie (der Vater war inzwischen am 3. Herzinfarkt 1979 gestorben- ein besonders einschneidendes Ereignis für Christine) stand voll hinter den Plänen. Mutter und „kleine Geschwister“ ließen sich an einem Abend von ihren Plänen in Guatemala faszinieren und waren Gründungsmitglieder des Projekts Samenkorn in Deutschland. Die Mutter wirkte fortan fleißig und unermüdlich als „Mädchen für alles“, vornehmlich als Telefonzentrale, Kontaktperson und Werbemanagerin, der Bruder als jahrelanger Schatzmeister des Projekts in Deutschland und die Schwester als Unterstützerin, soweit es in einer Familie mit drei Kindern möglich ist. Unsere wiederholten Sorgen, dass ihr Engagement doch auch sehr gefährlich sei, wischte sie dann vom Tisch: „Der liebe Gott weiß schon, dass das, was ich tue, wichtig ist!“
Ihre stets etwas anstrengende Lebensweise – auch bei Besuchen der Familie: immer Telefonate, Mails schreiben und beantworten, Termine absprechen und planen usw. - haben nach unserer Ansicht nur drei einschneidende Ereignisse verändert, alle drei in den letzten Jahren:

- der Tod unserer Mutter im Februar 2007,
- die Fahrradtour auf dem Jakobsweg (Familienkommentar: „Christine, du bist völlig verrückt, du hast Hüft- und Gelenkprobleme, du wirst dich total überfordern!“), von der sie ruhiger, gelassener und gesünder zurückgekehrt ist und
- die Übergabe des Projekts an Christian Stich zum 1.Oktober 2009.

Unser Familienfest (Silberhochzeit des Bruders) Anfang Juni 2009 ließ uns Maria Cristina erleben, wie wir sie seit unseren Kindertagen nicht wieder erlebt hatten: für jeden Blödsinn zu haben, die halbe Nacht auf der Tanzfläche und Gespräche mit jedermann – nicht immer über ihr Projekt.

Zum Schluss soll Christine selbst zu Wort kommen mit Sätzen, die sie vor zwei Jahren im Gedenkgottesdienst für unsere verstorbene Mutter sagte:

Physisch ist sie gegangen, aber ihr Geist wird immer hier bei uns sein, sie wird uns auf unseren Wegen erleuchten, sie wird uns begleiten, unabhängig davon, wo wir sind. Nach der Vorstellung der Maya, der indianischen Ureinwohner Guatemalas, geht niemand „weg“ nach seinem Tod, es ist nur ein Wandel des physischen Zustands, sie hat sich verwandelt in ein Nawal, das heißt einen Geist, der uns zuhört, begleitet und hilft.

Maria-Christine Zauzich

Auszüge aus der Ansprache von Maria-Christine Zauzich in der Auferstehungsfeier für ihre Mutter am 24.2.2007

… Das Leben meiner Eltern ist nicht zu verstehen ohne den Glauben, ihren Versuch, „evangelisch“ zu leben, das heißt: „nach dem Evangelium“. Die Samen des Wortes Gottes sind bei ihnen nicht unter die Dornen oder auf steinigen Boden gefallen. Was sie vor allem in die Tat umgesetzt und bei anderen gesät haben, ist jene Botschaft Jesu von der Liebe, die Trauernde tröstet, den Hunger und Durst nach Gerechtigkeit stillt, Barmherzigkeit übt und Frieden stiftet.

Als Kinder hat man seine eigene Sicht der Dinge: Da gibt es Reibereien mit der elterlichen Autorität, da fühlt sich einer eingeengt, da kann man Mutters Suche nach Frieden als Konfliktscheu deuten. Wir wurden manchmal etwas ungeduldig, wenn sie immer wieder redete von der „Freiheit der Kinder Gottes“, oder wie sie gerade in den letzten Monaten wiederholte: „Gott ist die Liebe.“

In diesen Tagen erhalten wir ein Echo unzähliger Menschen, zu denen sie fast bis zuletzt Telefon- und Briefkontakt hatte, und bei denen ihre tätige Nächstenliebe Spuren hinterließ: „Sie war für mich wie eine zweite Mutter,“ sagt eine Klassenkameradin aus dem ersten Schuljahr, „mit meiner kam ich ja nicht zurecht.“ „Für mich war sie eine fröhliche, zärtliche Frau. Ich freute mich, wenn ich ihr in der Stadt begegnete“,

schreibt eine andere. Oder lapidar: „Ihre Mutter war eine tolle Frau.“ Mit ihrer Kommunikationsgabe hat sie vieles bewegt und viele vernetzt. Ihre Art, die Hungernden und Dürstenden zu nähren und zu trösten, spielte sich in verschiedenen Dimensionen ab. Sie war das Herz einer ungeheuer gastfreundlichen Familie, in der man unangemeldet duschen, essen und schlafen konnte. Bis in meine Jugendjahre glaubte ich, wir wären reich, weil bei uns immer Besuch da war, weil jedes Kind seine Freunde mitbringen konnte, weil immer Würstchen im Kühlschrank und Bier im Keller standen. Wenn die Betten nicht reichten, wurden Luftmatratzen ausgelegt. Es wurde gefeiert, gelacht und viel gespielt. Viele haben sie aber auch gesucht, um sich ihr Herz auszuschütten, sie „dürsteten“ sozusagen nach ihrem Rat - in verschiedensten Nöten.

Als ich vor zwanzig Jahren nach Guatemala ging und ein Stipendienprojekt für Bürgerkriegswaisen aufzog, wäre dies ohne ihre Hilfe nicht möglich gewesen. Sie sammelte die Spenden ein, sie korrespondierte mit großem Erfindungsreichtum mit wildfremden Menschen. Sie begann, sich für die Fernsten zu interessieren, las darüber, reiste sogar dorthin und machte Werbung. Wie viele Spender hat sie motiviert! Sie radikalisierte sich gewissermaßen in Fragen der globalen Gerechtigkeit. Dabei stieß sie nicht immer auf Verständnis, vor allem, wenn sie dann auch noch konsequent Partei ergriff für Arme, für Ausländer oder Asylbewerber. Wenn es an

Gesprächspartnern in der Nähe fehlte, mussten das Telefon herhalten und die Post. Tausende von Briefen hat sie im Laufe ihres Lebens geschrieben und gefaxt, per Hand und per Schreibmaschine. Jeder Brief ist auch Frucht des Wortes Gottes, das in ihr aufging – und wieder zum Samen wurde für die Menschen, mit denen sie zu tun hatte.

Mutter war ein Sämann. Sie würde hier, wie sie es in ihrer Bibel tat, das Wort „Mann“ ausstreichen und sagen: eine Säfrau. Leider hat sie uns – obwohl sie doch so viel schrieb – keinen Brief als Vermächtnis hinterlassen. Dafür aber sind es unzählige Zettel, Anmerkungen in Büchern, Anstreichungen, Zitate, die sie sich herausschnitt und zusammenklebte, zu Büchern verdickte Schulhefte, ein geistliches Puzzle, aus dem wir erfahren und ahnen, was ihr wichtig ist und was sie uns sagen wollte – aber auch, womit sie sich herumgeschlagen hat.
Mit dem kirchlichen „Bodenpersonal Gottes“, mit manchem, „was aus Rom kam“, hat sie sich schwergetan. Nicht zuletzt, weil sie zu einer Generation gehörte, die in der Kindheit vor allem einen richtenden und strafenden Gott kennen lernte: Drohbotschaft statt Frohbotschaft. Sie hat sich davon freizumachen gesucht: gelesen, diskutiert, Vorträge und Tagungen besucht, um das Bild des liebenden Gottes für sich zu entdecken und freizulegen. Den Gott, der alle Menschen liebt, ob gläubig oder ungläubig …

Der liebende, verzeihende Gott (so glauben wir Kinder) hat endlich in ihrer Todesstunde über das Bild des strafenden Richtergottes gesiegt und sie ruhig einschlafen lassen.
„Du, Gott, liebst uns. Deine Liebe zu uns wird niemals weichen“, ein Zitat des ermordeten Priors von Taizé, von ihr dick unterstrichen in den „Quellen von Taizé“, dem einzigen Buch, das am Schluss noch auf ihrem Nachttisch lag.

Eine der wichtigsten Entdeckungen der letzten Jahre war, dass man mit Jesus sprechen könne wie mit einem Bruder. Ihm hat sie

täglich die Namen der Kinder und Enkel, vieler Freunde und Freundinnen aufgezählt, in ihrer so genannten „Morgenliste“; ein befreundeter Pfarrer fragte sie einmal nach längerer „Sendepause“: „Steh ich eigentlich noch in Ihrer Liste?“
Das ist auch so ein Samenkorn, das bei uns ankommen könnte: Wer steht auf meiner Gebetsliste? Gibt es Menschen, denen wir vielleicht sogar fremd und feind geworden sind, die wir auf solch eine Liste setzen könnten, um Licht und Segen für sie zu erbitten?

Mutters Leben war von Kindheit an nicht leicht. Sie hätte gern studiert, doch das „Dritte Reich“ machte einen Strich durch die Rechnung. So wurde sie eine erstklassige Sekretärin und heiratete unseren Vater. Beide waren jugendbewegt, liturgisch engagiert, kritisch dem Dritten Reich gegenüber. Die „Jugendbewegten“ waren so etwas wie die Grünen der Zwanziger, Dreißiger Jahre: Wanderschuhe, kurze Hosen, kein Make-up: Natur war angesagt, Schlips und Kragen, Stöckelschuhe, Lippenstift waren verpönt. Man wandte sich gegen die bürgerliche Gesellschaft ebenso wie gegen die bürgerliche Kirche, feierte die heilige Messe auf Deutsch, wo doch offiziell das Latein erst dreißig Jahre später abgeschafft wurde…

Die Leipziger Wohnung des nur wenige Monate verheirateten Paars wurde ausgebombt. Allein brachte die Städterin in einem fränkischen Dorf ihr erstes Kind zur Welt, das der Vater erst ein Jahr später, nach der Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft kennen lernte. Vater, ein Keramiker, suchte immer wieder, sich beruflich zu verbessern. Die Folge waren unzählige Umzüge, die die Mutter hasste.

Wie ein roter Faden zog sich durch ihr Leben das kirchliche und ökumenische Engagement, ihre Lust zu improvisieren, zu organisieren, Verse für alle Gelegenheiten zu schmieden, bis zuletzt in Varel, im „Haus am Wald“. Lesen und Schreiben, ihre Hobbys, hätte sie gern zu ihrem Beruf gemacht… Burg Rothenfels und die Abtei Dinklage waren ihr geistliches Zuhause.

Ein langes, reiches, nicht immer leichtes Leben ist zu Ende. Ich bin sicher, sie wird uns begleiten und beraten, wenn wir es wollen. Wir danken Gott für ihre Aussaat, für die Früchte ihres Lebens und ihrer Liebe zu uns, und für ihren sanften Tod. Amen.

Dr. Eva-Maria Streier

Ich habe eine Freundin verloren....

Es war doch erst gestern und es war so, wie eigentlich immer. Als Christine Mitte Mai dieses Jahres mit Sack und Pack für ein längeres Wochenende zu Besuch kam, war nicht nur das kleine Gästezimmer, sondern schnell das ganze Haus unweit des Bonner Rheinufers von ihrer Präsenz erfüllt. Binnen kürzester Zeit war ausgepackt, immer dabei – der Computer – hingen und lagen die farbenfrohen und ordentlich gefalteten Blusen und Kleider aus Guatemala im Schrank. Auf dem Bett das Kreuz und ein kleines Kissen, die sie immer begleiteten – Christine, noch immer und immer wieder die Korrespondentin auf Reisen.
Unvermeidlich auch die Tasche mit den vielen unerledigten Papieren, und der Seufzer – ich muss noch mehr als 100 E-mails beantworten!
Ein paar Tage, in denen wir über vieles und viele sprachen, sie mir half, einen Keller aufzuräumen – tatkräftig, praktisch, sorgfältig auch in den kleinen Dingen. An dem Wochenende wurde in einer befreundeten Familie in der Nähe die Hochzeit der guatemaltekischen Adoptivtochter gefeiert. Christine zauberte mit Hilfe eines alten Kerzenleuchters aus den Kellerbeständen ein wunderschönes Geschenk – auch darin war sie eine Meisterin. Und wir erarbeiteten ein Programm für eine Reise mit meinen Freunden, die Ende des Jahres nach Guatemala führen sollte – mit einem Tag am Pazifik am letzten Tag der Reise!

Erste Begegnung 1983

Rückblende: Ich weiß nicht mehr, wann genau ich Christine das erste Mal begegnet bin, aber es war im Jahre 1983. Ich hatte gerade, nach einer Reihe von Jahren im Dienste des Cusanuswerkes, in den Journalismus gewechselt und absolvierte ein Volontariat bei einer Kölner Tageszeitung. Schon nach wenigen Wochen be-

warb ich mich um die Mitgliedschaft in der Gesellschaft Katholischer Publizisten (GKP), einem Verband, dem Christine schon länger angehörte. Ich wusste zu dem Zeitpunkt deutlich mehr über und um sie als umgekehrt – die um fünf Jahre ältere, die Cusanerin, die bekannte und erfolgreiche Journalistin, Ressortleiterin beim Rheinischen Merkur für Kirche (katholisch!). Dennoch: sie erklärte sich bereit, eine meiner Bürgen bei der Bewerbung um Mitgliedschaft zu sein, ich wurde in die GKP aufgenommen, und in der Folge begegneten wir uns immer wieder bei den Veranstaltungen des Berufsverbandes. Bei „Stammtischen“ in der Region Köln/ Bonn, bei thematischen Kolloquien, nicht zuletzt bei den Jahrestagungen. Christine Zauzich war für mich in der Zeit eine Autorität, von der ich – gerade im für mich noch neuen Gebiet des Journalismus – viel lernen konnte. Aber es dauerte nicht lange, bis das „Sie“ gefallen war, wir über andere und weitergehende Themen ins Gespräch kamen. Unser gemeinsamer Hintergrund als Cusanerinnen und die Verbindung zum Benediktinerinnenkloster Burg Dinklage waren dabei Türöffner zu einer tieferen Dimension des Austausches. Christine war schon seit Jugendtagen mit dem Konvent auf Burg Dinklage verbunden und hatte nach ihrem Abitur mehrere Monate dort verbracht; ich begann gerade erst, mich an diese Lebensform heranzutasten. Später haben wir immer wieder auch gemeinsame Zeiten bei „unseren Schwestern“ verbracht – eines der schönsten Erlebnisse, die wir gemeinsam dort hatten, war die Feier von Christines 60. Geburtstag im August 2004.

Aber zurück: im Frühjahr 1984 fand die Jahrestagung der GKP in Bonn statt. Ich war inzwischen immerhin auch Redakteurin geworden, Christine und ich wurden zu unserer eigenen Überraschung von der Mitgliederversammlung in den Vorstand des Verbandes gewählt. Damit rückten neben Michaela Pilters, Leiterin der Kirchenredaktion beim ZDF, die schon damals dem Vorstand angehörte, zwei weitere Frauen nach, die zudem langgediente und bewährte Kollegen von ihren Vorstandsplätzen verdrängten.

Von einer grünen Revolution, vom Feminat, war die Rede – dabei hatten Christine und ich gar keinen Wahlkampf gemacht! Aber die neue Aufgabe brachte uns einander näher – wir übernahmen die Redaktion der monatlich erscheinenden „Informationen“, die das Neueste aus Kirche und Medien, sowie Personalien, Termine und Ereignisse aus dem Verband zusammenfassten. Mehr als einmal saßen wir mit den Papieren im Restaurant der wunderbaren Sauna-Anlage im Siebengebirge, die Christine entdeckt hatte. Und redigierten die Texte zwischen den Saunagängen!

Die Sehnsucht nach dem Eigentlichen

Pflicht und Kür zu verbinden, war immer eine der großen Stärken von Christine – sie konnte genießen und arbeiten im Wechsel – alles war integriert. In der Zeit begannen unsere Gespräche über die Ausrichtung des Lebens, wo geht es hin, wie wollen wir leben, wo ist der Sinn? Christine war 40 Jahre alt, ich 35 – beide hatten wir Erfahrungen mit gescheiterten Beziehungen, die Sehnsucht nach Familie und Kindern war ungebrochen, die Möglichkeit, sie zu leben, wurde immer unwahrscheinlicher. Besonders bei Christine,

die doch eigentlich alles erreicht hatte, spürte ich eine tiefe Sehnsucht nach dem Eigentlichen, nach der Fülle des Lebens, nach einer Aufgabe, die Kopf und Herz gleichermaßen erfüllte. In dieser Zeit entstanden die Porträts aller deutschen Bischöfe, die sie nach und nach besucht hatte – alle zunächst abgedruckt im Rheinischen Merkur und später 1986 unter dem Titel „Unsere Bischöfe“ als Buch im Weltbild Verlag publiziert. Ihre Widmung darin für mich rührt mich noch heute zutiefst an:

Meine Hirten sind auch Deine Hirten
Und dennoch sind wir keine Schafe!

Auf alle, die uns liebevoll behüten, ohne uns an die Leine zu nehmen!
Christine schrieb, moderierte, war überall gefragt - reiste schon damals mit der berühmten Tasche voller Papiere – wenn auch noch ohne mails! – aber sie war nicht glücklich!

Guatemala – Liebe auf den ersten Blick

Im April 1985 nahm sie eine Einladung von Elisabeth Pregardier, der damaligen Geschäftsführerin von Adveniat, an, sie auf eine gut zweiwöchige Reise nach Guatemala zu begleiten. Von dieser Reise kam sie verändert zurück. Die Herzlichkeit der Guatemalteken, insbesondere aber die tiefe Verbundenheit der indigenen Bevölkerung mit ihrer Kultur und ihrem Erbe, hatten sie gepackt. Christine erlebte ein Land, in dem die Zeit der Violencia gerade erst vorüber war, in der Tausende von Mayas ermordet und verschleppt worden waren, in der es Massaker an der indianischen Bevölkerung gegeben hatte, ein Land, in dem die katholische Kirche sehr gelitten hatte, in dem unzählige indianische Katecheten ermordet worden waren. Gleichzeitig eines der schönsten Länder der Erde, ein Farbenrausch an Blumen und bunt bestickten Trachten der 22 Maya-Stämme. Ein Land des ewigen Frühlings. Und ein Land, von dem in Europa nur wenig bekannt war.

Der Same war gelegt. Und er sollte aufgehen. Aber es brauchte eine Zeit, bis die noch kleine Pflanze das dicke Erdreich durchdrungen hatte – ein Erdreich, das aus Ängsten, Vorbehalten, dem Festhalten an Sicherheiten und Vertrautem bestand. Ich erinnere mich an zahllose Gespräche, in denen Christine überlegte, wie sie denn für eine Weile nach Guatemala gehen könnte, um von dort zu berichten, ohne die Wurzeln hier ganz heraus zu reißen. Sollte sie unbezahlten Urlaub nehmen? Sich abordnen lassen? Als Korrespondentin im Auftrag von Adveniat nach Lateinamerika gehen? Das Ringen um den für sie richtigen Weg war schwer, schmerzhaft, mühevoll – und dauerte beinahe ein Jahr! Und es war so nachvollziehbar! Sie würde so vieles aufgeben – ihre berufliche Position und die damit verbundenen Sicherheiten, aber auch die älter werdende Mutter, Bruder und Schwester und deren Familien zurücklassen. Dennoch: zu Pfingsten 1986 war es so weit. Wie Christine mir später einmal erzählte, kam der entscheidende, letzte Anstoß aus einem Gespräch mit der damaligen Äbtissin von Kloster Burg Dinklage, M. Maire Hickey, OSB. Als sie den Hörer auflegte, habe sie gewusst, dass sie ohne Wenn und Aber, ohne Restsicherheiten, ihrem Stern folgen müsse!

Und dann ging es eigentlich ganz schnell: Stellung und Wohnung kündigen, Auto verkaufen, die Abreise vorbereiten. Der Hausrat wurde reduziert, stundenlang hockten wir auf dem Boden und packten jedes einzelne Buch in schmutz- und fettabweisendes Papier ein. Zahllose Kisten wurden auf Speichern und in Kellern von Freunden eingelagert – Christine wollte ja nach zwei oder drei Jahren zurückkommen. Sie ließ sich eine gold-glänzende Visitenkarte machen: Maria-Christine Zauzich, M.A., Korrespondentin auf Reisen.

Erreichbar über ihre Mutter, Hanna Zauzich. Und so kam es, dass Hanna Zauzich über Jahre und Jahrzehnte ihrer Tochter den Rücken freihielt – Korrespondenz erledigte, Kontakte herstellte, immer wusste, wann und wo Christine einmal erreichbar war. Ein unschätzbarer Dienst in Zeiten vor der E-mail Kommunikation.

Abschiedsfest in Dinklage

Im September 1986 feierte Christine ein großes Abschiedsfest in Dinklage, Freunde aus ganz Deutschland waren gekommen, Peter Janssens spielte „Der Himmel geht über allen auf“, die Kinder saßen im Halbkreis um den Altar und malten ihre Wünsche für Christine auf eine große weiße Papierrolle. Ein unvergessliches Wochenende, eine Aussendungsfeier, die Christines Rückhalt in Deutschland wie unter einem Brennglas deutlich werden ließ: Familie, die Schwestern in Dinklage, die Freundinnen und Freunde. Ein Netzwerk, auf das sie später immer wieder zurückgriff, wenn sie allein oder mit ihren Stipendiaten des Projekts Samenkorn Deutschland besuchte.

v.l.n.r.: Maria-Christine Zauzich, Eva-Maria Streier, Bischof Karl Lehmann, Mainz

Am 6. Januar 1987 verließ sie Deutschland mit zwei Koffern. Dass es ein Abschied auf immer sein würde, dachte auch sie selbst damals nicht. Sie bezog ein Zimmer in der Casa San Benito, dem

Haus eines deutschen Säkularordens, in der Hauptstadt Guatemala City. Hier fanden Maya-Dienstmädchen zumindest an ihrem freien Tag einen behüteten Ort, wo sie sich treffen und austauschen konnten. Wenn die krassen ethnischen und sozialen Unterschiede im Land für Christine nicht schon vorher klar waren, hier erlebte sie sie täglich und hautnah. Vielleicht die Wurzel für ihre spätere Lebensaufgabe als Gründerin und Leiterin des Stipendienprojekts „Samenkorn“, das jungen Mayas den Besuch von Schule und Universität ermöglichte.

Christine ist angekommen

Als ich am 16. Dezember desselben Jahres auf dem Flughafen La Aurora in Guatemala lande, empfängt mich eine strahlende Christine mit Rosen zur Begrüßung. Mir kommen die Tränen und das immer wieder bei diesem für mich ersten Besuch in einem Land der sogenannten Dritten Welt. Christine bewegt sich wie ein Fisch im Wasser, sie ist angekommen – und hat ihr Netzwerk schon gefunden. Wir machen gleich am zweiten Tag einen Besuch bei ihrer Spanisch-Lehrerin in Antigua – Einzelunterricht im Freien, sieben Stunden am Tag, im Innenhof des Proyecto Linguistico Francisco Marroquin blühen die Weihnachtssterne an mannshohen Büschen. Kein Wunder, dass Christine die Sprache so gut beherrscht! Hier werde ich auch einmal Spanisch lernen, beschließe ich spontan, und setze dieses Vorhaben einige Jahre später auch um. Wiederum einige Tage später fliegen wir mit einer kleinen sechssitzigen Avioneta nach Norden, ins tropische Peten, wo eine „finca de los ninos“ Waisenkindern ein neues Zuhause gibt. Mit im Gepäck: zwei Pinjatas, Papierpuppen in Menschengröße, gefüllt mit Bonbons und anderen Süßigkeiten. Sie liegen mit Kopf und Füßen auf Christines und meinem Schoß, die Krepp-Papier-Bänder kitzeln an der Nase – dann die Landung auf der Graspiste – alles ein wenig abenteuerlich, aber ich habe Christine (und mich) selten so glücklich gesehen. Was für eine Freude bei den Kindern, als sie mit verbundenen Augen und einem Stock die „Pinjatas“ schlagen dürfen, bis die Süßigkeiten heraus purzeln. Als eines der Kinder mir dann

noch von seinen Süßigkeiten etwas abgeben will, ist wieder so ein Augenblick, an dem die Tränen fließen.

v.l.n.r.: Eva-Maria Streier, Padre Lucco (Peru), Maria-Christine Zauzich

Wohin wir auch reisen in den nächsten Wochen, das vor allem kirchliche Netzwerk trägt, wir werden überall freundlich aufgenommen – die Themen und die Bilder für Reportagen aller Art drängen sich förmlich auf. Ich bin Christine unendlich dankbar, dass sie mir mit dieser Reise die Augen geöffnet hat für die Probleme eines Dritt-Welt Landes, wie die Ungerechtigkeiten der Landverteilung, das Auseinanderklaffen von Arm und Reich, den fehlenden Mittelstand. Aber in Guatemala kommt durch den mehr als 60%igen Bevölkerungsanteil der Mayas noch das Rassenproblem hinzu. Die Ladinos bilden zwar die Minderheit im Lande, haben aber alle Schlüsselpositionen inne und sehen auf die Mayas als hinterwäldlerisch und dumm herab. Die Würde und die geheimnisvolle Tiefe der uralten Maya-Kultur bleiben den meisten Ladinos fremd – und sind doch für Menschen wie Christine das eigentlich Faszinierende.
In ihren Reportagen und Porträts stehen dementsprechend die Mayas und die Folgen der Gewalt des Bürgerkriegs im Mittel-

punkt. Schon früh (1988) entsteht die später preisgekrönte Filmdokumentation „Drei Tage mit Ana“, die den Alltag eines achtjährigen Mädchens aus den ärmsten Verhältnissen eindrucksvoll einfängt.
Als ich nach vier Wochen wieder abreise, habe ich so viel gelernt und erfahren, hat sich der Blick geweitet, dass ich das nicht für mich allein behalten will. Inzwischen Vorsitzende der Gesellschaft Katholischer Publizisten regte ich an, dass die GKP eine Pressereise nach Guatemala machen solle. Christine übernahm die Organisation und Leitung vor Ort – und so brachen im Dezember 1987 sechzehn Kolleginnen und Kollegen nach Guatemala auf, um in komprimierter Form von zwei Wochen eine ähnliche Reise zu machen, wie ich sie ein Jahr früher erleben durfte. Die Keimzelle für eine Gruppe lateinamerikabegeisterter und kenntnisreicher Journalisten. Es folgten Pressereisen nach Bolivien 1991, wieder unter der Leitung von Christine und nach Brasilien 1992 – unter der Leitung von Josef Merz von Adveniat. Die wiederum von Christine minutiös vorbereitete Pressereise nach Kuba blieb ein Plan – katholische Journalisten erhielten in den frühen 90er Jahren noch keine Akkreditierung in dem Inselstaat.

Die Freundin

Journalistin, Reiseleiterin, Projektgründerin, Brückenbauerin - Freundin – die Begegnungen mit Christine waren immer bereichernd und intensiv. Sie kam regelmäßig nach Deutschland, wohnte immer wieder auch bei mir, bevor sie ihr deutsches „Hauptquartier“ in Lüdenscheid aufschlug. Das Zusammensein mit ihr war zeitweise auch anstrengend, weil es oft kein anderes Thema als Guatemala gab. Aber so ist das wohl bei missionarischen Menschen …
Unsere Freundschaft war unverbrüchlich, mit einem tiefen Fundament der Selbstverständlichkeit. Zwei Mal habe ich sie in den letzten Jahren zu Weihnachten und dem Jahreswechsel besucht; beide Male verbrachten wir den Neujahrstag zusammen mit Freunden und der Familie ihres guatemaltekischen Patenkindes

am Pazifik. Lange tobten wir wie die Kinder im 26 Grad warmen Wasser – ließen uns von den Wellen schaukeln. Es hatte etwas Paradiesisches. Ich kann es noch immer nicht fassen, dass der Ozean sie hier weggerissen hat, und werde es wohl erst annehmen können, wenn ich an ihrem Grab in Guatemala stehen werde.
Zum 60. Geburtstag des Klosters Burg Dinklage im Juni dieses Jahres schrieb sie ein langes Gedicht, dessen letzte Strophe lautet:

„Um Euren Altar träum' ich vom Himmels-Kreis;
alle werden zu Tische sitzen im Reiche:
meine Freunde und ich. So sei es. Amen."

Auch wenn sie mir so fehlt - es ist tröstlich, zu wissen, dass Christine jetzt schon in diesem Himmels-Kreis sitzt – ohne E-mails und unerledigte Papiere!

Michaela Pilters
Vorsitzenden der Gesellschaft Katholischer Publizisten

Journalistin aus Leidenschaft

Kennen gelernt habe ich Maria-Christine 1974 noch als Studentin bei einer Ferienakademie des Cusanuswerkes. Wir fanden uns zu einer Theatergruppe zusammen, versuchten kreativ und spontan etwas zu gestalten ohne vorgefertigtes Drehbuch. Der Funke zwischen uns sprang schnell über: Die damalige Studentin der Politikwissenschaft teilte meinen Traum, Journalistin zu werden. Gemeinsam war uns auch der Wunsch, im kirchlichen Bereich zu arbeiten. Während ich bei der Schülerzeitung angefangen hatte und meine Ausbildung beim Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses absolvierte, hatte Maria-Christine ihre Ausbildung bei der Bayerischen Journalistenschulung schon hinter sich.
Über ein Inserat im „Feuerreiter“, einem katholischen Magazin, war sie auf den Beruf aufmerksam geworden; gesucht wurden junge Leute für kirchliche Medien. Ein Kommentar zum „C“ in den christlichen Parteien war ihr Debüt, und eine Reportage über den Bahnhof in Wilhelmshaven, wo die Züge am Meer endeten, brachten ihr den Ausbildungsplatz ein. Die einzelnen Stationen während des Volontariats hatten eine große Bandbreite: Vom „Gong“ über den „Willibaldsboten“ (Kirchenzeitung für das Bistum Eichstätt) und den Regensburger „Tages-Anzeiger“ bis zur Filmfirma „Tellux“ in München reichte das Spektrum. Maria-Christine lernte das Handwerk von der Pike auf, schrieb Artikel und Reportagen, assistierte bei den Dreharbeiten und hatte strenge Lehrmeister, die großen Wert auf Genauigkeit in der Recherche, saubere Sprache und Respekt vor dem Leser legten. Ethik im Journalismus wurde damals noch nicht verwechselt mit dem Schielen nach Auflage und Quoten, solides Handwerkszeug war die Basis für alles journalistische Arbeiten. Dem ist Maria-Christine immer treu geblieben – Kompromisse gegen ihre Überzeugung ist sie nie eingegangen.

Maria-Christine schrieb leidenschaftlich gerne, für sich und für andere. Selbst ihre Briefe waren kleine Reportagen, nahmen den Empfänger mit in ihre Welt - eine Gabe, die vor allem später in der lateinamerikanischen Zeit für die Zuhausegebliebenen wichtig wurde. Kein Wunder, dass das journalistische Arbeiten für sie attraktiver war als die begonnene Doktorarbeit an der London School of Economics. Ein Angebot der FAZ als Nachrichtenredakteurin war für die frischgebackene Frau Magister der Politikwissenschaft verlockender als die akademische Laufbahn. Und so trafen wir uns 1979 in Frankfurt wieder – sie bei der Zeitung, ich beim Hessischen Rundfunk. Und da unser beider Berichtsgebiet u.a. die Ereignisse rund um die katholische Kirche war, gab es genug Termine und Pressekonferenzen, bei denen wir uns begegneten, uns austauschten und diskutierten. Oft erzählte sie mir, dass sie um ihre Themen und Artikel kämpfen musste, sie hatte stets mehr Ideen, als sie im Blatt unterbringen konnte. Sie, die auch an der Gemeinsamen Synode der Bistümer in Würzburg teilgenommen hatte, wollte das kirchliche Leben in seiner ganzen Bandbreite darstellen. Nicht nur bischöfliche Verlautbarungen interessierten sie, sondern das Leben in den Gemeinden, das, was Menschen aus ihrem Glauben heraus taten und wofür die Christen in aller Welt standen. Sie wollte nicht nur das kommentieren, was kurzfristig Nachrichtenwert hatte, sondern Interesse wecken auch an den versteckten Schönheiten und Dingen im Hintergrund.
Die Aussicht, als Ressortleiterin für „Theologie und Kirche“ diese Themen leichter unterzubringen als in einer säkularen Tageszeitung, reizte Maria-Christine sehr. Und so nahm sie gerne das Angebot von Prof. Otto B. Roegele an und wechselte zum „Rheinischen Merkur“ nach Bonn. Dort konnte sie ihr Anliegen besser verwirklichen. Aus den Besuchen bei den Bischöfen entstand u.a. ihr Buch über die deutschen Bischöfe und ihre Bistümer, lange Zeit ein Klassiker für alle, die sich informieren wollten. Ihre Porträts waren liebevoll, mit Blick für das Detail, respektvoll im Ton und dennoch nie anbiedernd oder unkritisch.

Unser Kontakt blieb trotz der räumlichen Trennung eng. In der Gesellschaft Katholischer Publizisten Deutschlands (GKP), der wir beide angehörten, trafen wir uns bei diversen Veranstaltungen. Auch dort engagierte sie sich aus Überzeugung: 1984 wurde sie in den Vorstand der Gesellschaft gewählt. Die Tatsache, dass Sie sich 1985 entschloss, ihren sicheren Job beim Rheinischen Merkur aufzugeben und zunächst als Korrespondentin, dann für immer nach Guatemala zu gehen, beendete allerdings ihre Vorstandstätigkeit.
Ich erinnere mich an viele Gespräche, die wir geführt haben über diese Entscheidung. Angerührt von den Begegnungen einer Reise mit Adveniat nach Lateinamerika war in ihr die Idee entstanden, als Brücke zwischen Deutschland und den Menschen dort zu fungieren. Die Tatsache, dass sie familiär ungebunden war, machte es ihr leichter, den Schritt zu gehen. „Wenn einer diese Aufgabe übernehmen kann, dann Du“, hatte ich ihr damals geraten. Ihre

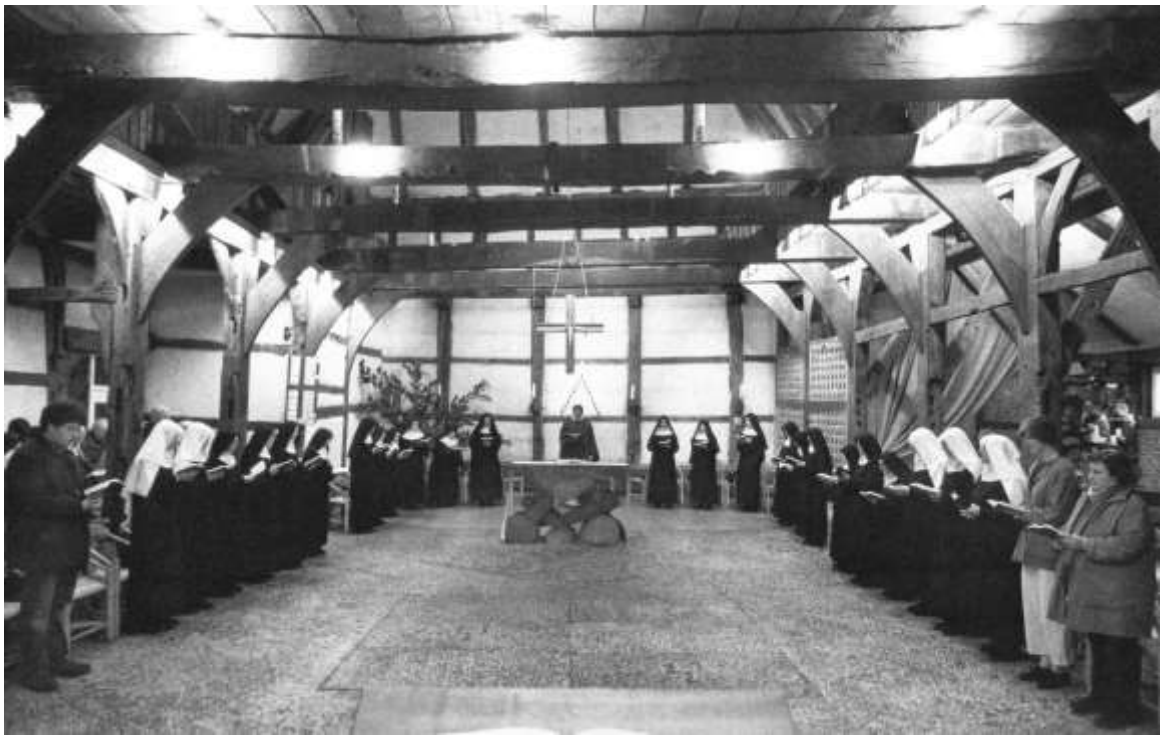
Unabhängigkeit, geistig und örtlich, ihre Begeisterungsfähigkeit, ihr Engagement und ihre tiefe Frömmigkeit waren Voraussetzungen für eine Aufgabe, die in Zeiten der Gewalt in Guatemala nie ungefährlich war. In der Aufarbeitung der Geschichte der christli-

chen Märtyrer des Landes sah sie eine zusätzliche Mission für sich selbst.

Der GKP blieb sie auch aus der Ferne verbunden. Sie organisierte 1988 die erste Journalistenreise nach Guatemala, weitere Reisen nach Lateinamerika folgten. 2008 besuchten wir deutschen GKP-Kolleginnen und Kollegen Maria-Christine Zauzich erneut in Guatemala. Es war spannend, die Entwicklung des Landes so konkret nachzuvollziehen und Maria-Christine zu erleben, mit welcher Liebe zu Land und Leuten sie ihre selbst gewählte Mission verstand. Es war aber auch schon die Zeit des Abschieds für Maria-Christine von ihrem Lebenswerk in Guatemala, dem Stipendienwerk Ijatz. Sie wollte endlich wieder mehr als Journalistin arbeiten, sagte sie. Die Arbeit mit dem und für das Projekt hatte sie doch zunehmend abgehalten von der eigenen Tätigkeit. Sie wollte wieder Filme machen, u.a. ein Follow up von „Drei Tage mit Ana“, wollte schreiben und unabhängig sein. Auf dem Jakobsweg, den sie als Pilgerin per Rad zurücklegte, auch um Distanz von ihrer bisherigen Lebensphase zu gewinnen, waren zahlreiche Skizzen entstanden für ein Buch. Aus der Perspektive des Fahrrads wollte sie erzählen, vielleicht ein Kinderbuch gestalten. Pläne hatte sie mehr als genug. Gott hatte andere Pläne mit ihr.

Sr. Monica Lewis OSB

Ich träume vom Himmels-Kreis
Dinklage im Leben von Maria-Christine Zauzich



Um Euren Altar träum‘ ich vom Himmels-Kreis;
alle werden zu Tisch sitzen im Reiche:
meine Freunde und ich.
So sei es. Amen.

Wesentliche Erfahrungen von Dinklage hat Christine, mit typischer Knappheit und Treffsicherheit, kurz vor ihrem Tod in einem Gedicht für die Schwestern zusammengefasst. In der letzten Strophe spricht sie von der Versammlung um den Altar, wie es jeden Morgen in unserer Eucharistiefeier geschieht. Um diesen Altar hat Christine Entscheidendes für ihr Leben empfangen. Ich will versuchen, das in Worte zu fassen.

1964, neunzehnjährig, mit der Schule hinter sich und dem Leben als großes Fragezeichen vor sich, kam Christine nach dem Abitur zum ersten Mal nach Dinklage und verbrachte einige Monate hier in der Geborgenheit der benediktinischen Tagesstruktur mit Gartenarbeit und Gottesdienst, Gebet, Stille und Austausch. Und unmerklich wurde eine entscheidende Wende fürs Leben vollzogen. Sie hat sich in den Ort verliebt. Ohne die tieferen Schichten des Erlebnisses damals benennen zu können, hatte sie hier eine Quelle entdeckt, zu der sie immer wieder zurückkehrte. Wie bei einem Kompass suchte sie diesen Ort auf, um die Richtigkeit der Lebensrichtung immer wieder neu einzustellen.

Ich bin nur zwei Jahre jünger als sie und kenne Dinklage aus der gleichen Zeit. Allerdings habe ich Christine erst später, nachdem ich eingetreten war, kennen gelernt. Ich kann aus meinen Erfahrungen sehr gut nachvollziehen, welche Anziehungskraft der Ort auf Christine ausgeübt hat und wie die Zeit hier für sie zu einer Art „Initiation“ ins christliche Leben wurde. Das Zweite Vatikanische Konzil, das so viel in Bewegung brachte, war noch im Gange. Das Kloster war erst 15 Jahre alt und der Schwung der Gründungszeit äußerte sich in einer großen Begeisterungsfähigkeit der jungen, begabten Schwestern. Zu der Zeit war es noch üblich, die Messen an einem fern entrückten Altar mit dem Rücken zum Volk zu zelebrieren. Die Schwestern hatten sich nach intensiver Auseinandersetzung mit der Theologie der Liturgie bei der Einrichtung der Scheunenkirche bereits 1961, also vor dem Konzil für eine Gestaltung eingesetzt, die die Menschen-Zugewandtheit Gottes zum Ausdruck bringt. Der Altar, aus zwölf Steinen gebaut, erinnert an

die Opferaltäre des Alten Bundes, und gleichzeitig ist die Symbolik von Christus, dem Eckstein, der alle Gegensätze zusammenhält, unmissverständlich präsent. Opfertisch und Tisch des Brotes waren in einem gegenwärtig. Die Messe wurde zum Volk hin zelebriert. Die Mitwirkung des Volkes Gottes und damit die Würde und die Mündigkeit des Volkes wurden damals neu entdeckt. Die Experimentierfreudigkeit des jungen Spirituals, ein Mönch aus Trier, der jeden Morgen mit neuen Kompositionen für die gerade erst eingeführten deutschen Texte überraschte und Christine - eine Frau, oh! unerhört! - als Ministrantin einbezog, war eine unwiderstehliche Einladung, mitzumachen. Die Herzlichkeit der Schwestern, die alle Gäste auf der Burg sozusagen mit in die „Großfamilie“ der Schwestern hineinnahmen – bald galt das auch der ganzen Familie Zauzich – und die guten Gespräche beim Jäten im Garten oder beim Bettenbeziehen im Gästehaus; all das schaffte ein neues Zuhause.

Heimkommen. Und niemals habt Ihr geurteilt.
Oasen-Schloss; Ihr teilt aus: Mut und Ausruhn.....

so schreibt sie später.

Hier hatte sie entdeckt, dass Gott *alle* Menschen ohne Ausnahme liebt und zu sich in sein Reich heimholen will. Es war erfahrbar, dass keiner sein Christsein für sich allein leben kann. Die Schwestern in Klausur lebten für die Welt. Der Himmel geht über *allen* auf. Es gibt einen Weg des Heils in einer Welt voll Unheil. Und das Fürbittgebet füreinander trägt.

Ich werde ein Gespräch nicht vergessen, das ich mit ihr führte, kurz bevor sie nach Guatemala ging. Sie hatte den Abschied mit großer Intensität und Gründlichkeit vorbereitet. Und dazu gehörte, dass sie alle Menschen, die ihr lieb waren, in ihrer Abwesenheit besonders behütet wissen wollte. Wir sprachen vom Fürbittgebet. Und ich war tief beeindruckt von der Ernsthaftigkeit ihres Gebetes für all jene, die ihr besonders am Herzen lagen. Vielleicht war es die gleiche Intensität, mit der sie sich später für die Indigenas eingesetzt hat. Alles oder nichts.

Und in den 25 Jahren ihres Lebens in Guatemala ist sie immer wieder hierhin zurückgekehrt, mit ihren Freunden, mit den Stipendiaten, mit ihren Anliegen und Sorgen. Die modernen Kommunikationstechniken machten es möglich, dass wir Zeiten der Gefahr, schockierende Ereignisse und drängende Probleme unmittelbar mitbekamen und ins Gebet nehmen konnten. Aber es war gut, dass sie auch immer wieder selber kam und unmittelbar berichtete. Unsere Struktur als Kloster ist so, dass den

Gästen viel Raum für sich gegeben wird. So oft ist das Herz voll und sehnt sich nur nach Stille, um alles sortiert zu bekommen. Die wenigen Tage, die einem im Kloster vergönnt sind, verrinnen schnell. So sind die stillen Stunden kostbar. Deshalb war es nicht oft, dass ich ein persönliches Gespräch mit ihr hatte. Es gab andere Schwestern - die meisten sind schon verstorben - die für sie Vorbilder waren und ihr auf dem spannenden geistlichen Weg Begleiterinnen sein durften. Trotzdem nahm ich aus der Ferne an ihrem Weg Anteil. In unserer Kirche hatte Christine eine Ahnung von der Tiefe des Geheimnisses der Menschwerdung Gottes bekommen. Ihr Leben entfaltete sich. Sie kam immer mehr mit den Rätseln des Lebens, seiner Leere, der Unvollkommenheit der Kirche und der Ungerechtigkeit in Politik und Gesellschaft in

Kontakt. In all dem blieb Dinklage für Christine ein Ort, wo sie im Ansatz schon eine Antwort auf all das erkennen konnte und immer tiefer nach den Antworten Gottes suchte. Das lädierte Kruzifix, das sie aus einem Müllhaufen in Guatemala herausgezogen hatte, und das jetzt bei uns hängt, ist mir ein Symbol dieser Suche.

Ihr letzter Besuch war am 7. Juni 2009, als wir unseren 60. Geburtstag feierten. Sie hatte zu diesem Tag das eingangs zitierte Gedicht geschrieben: „Um Euren Altar träum ich vom Himmels-Kreis“. Der Kreis, Ursymbol des Ewigen, schenkt eine Ahnung der Vollendung. Im Kreis um den Altar ahnt sie die Vollendung der Liebesgemeinschaft aller mit unserem Menschgewordenen Gott, der sich für uns hingibt. Christine wusste um die Kraft der Fürbitte. Mitten im Kampf um eine gerechte Welt warten wir auf die versprochene Vollendung. Wir bemühen uns mit dem Einsatz des Lebens und wissen doch, dass das Ziel ein Geschenk ist. So betete sie mit uns, dass „alle zu Tisch sitzen werden im Reiche, meine Freunde und ich. So sei es. Amen.“

Maria-Christine Zauzich (Ostern 2009)

45 Jahre, nachdem ich zwischen Ostern und Pfingsten in Dinklage mitleben durfte.

Dinklage – lange Liebe, langes Leben

Dinklage: Wasser. Brücke. Bäume. Frauen.
Der Schlüssel klippt im Tor. Der Riegel hebt sich.
Eilige Schritte klappern auf dem Kopfstein.

Gott wohnt in einer Scheune; stille Stille;
durch Balken wirren Vögel; Entenquaken.
Schon knarzt das Glockenseil - lass alles liegen!

Hell ruft die Glocke. Unser Gott der Psalmen -
früh steht er auf: Gott-Sonne, Mond-Gott, Sterne:
Wir singen Dir mit Blumen und mit Tieren.

Und Ihr seid drinnen? Draußen wir? – Zur Arbeit
hechtend. Wir für Euch – und Ihr für uns? – *Einer*
steht ein für alle. Des abends, mittags, früh.

Ihr in den Zellen, wächst Euch ein siebter Sinn?
Woher wisst Ihr sogleich, wann und wo Krieg ist? -
Nutzloses fällt durchs Sieb; Wichtiges bleibt Euch.

Nicht Zeit vertun mit *„Kleiden wie?“ - „Was essen“?*
„SOLO DIOS BASTA; Gott ist genug und Schluss.“
Die Menschen. Sachen und sich selbst – loslassen.

Die Briefe fürcht’ ich, mit dem Kreuz und Namen:
Unsterblich sollt Ihr sein! Bin ich die Nächste?
Wir sind gemeinsam alt geworden. Älter.

Beim Abitur, vor fünfundvierzig Jahren:
viel weiß ich, aber nichts von Nonnen, Mönchen.
“Ich kenn’ ein Kloster…“ (Kaplan Axmann sagt es.)

Konzilswind wehte; dem Weltkind wird erlaubt:
„Kloster auf Zeit“ (das Wort erfand man später.)
Für Feldarbeit näh’ ich mir blaue Kittel.

Von Kirchenkieseln Oster-Wachs wegkratzen.
Mit Schwester Dorothea Hostien-Backen.
Ein Treppenrutsch in den Hostienteig-Eimer.

Paket verknoten; lebenslange Lehren…
Mit Schumachers Mariechen Füße waschen,
(an Duschen war noch lange nicht zu denken).

Die Schwestern Agatha und Benedikta
Antwort auf alle Fragen: alle, alles…
(Privates nicht. *Discretio* sagt die Regel.)

Gerüchte flattern über einen Sturz von
Agatha ins Wasser. Sie lebt. Doch will sie
gleich wieder los, muß tauchen nach der Brille.

Pater Johannes: geht nachts auf Schwanen-Jagd
im Wald. Vergißt das Blatt. Das Tor verriegelt.
Schwimmt durch die Gräfte. Passt durchs Kellergitter?

Manchmal verschläft er. Aufregend die Messen!
Des Konzils neuer Wein - in neue Schläuche!
Manches davon schreibt sich ins Herz bis heute.

Doktor Idamarie Solltmann regt sich auf,
(manchmal), hinten am Chor, auf ihrem Hocker;
unter schwarzem Spitzentuch: *„Zu neu - zu schnell!“*

Dinklage: hier lebt sie, übersetzt sie, stirbt.
ein Privileg, bei ihr essen und lauschen;
Bin wohl neidisch, dass sie dort begraben liegt.
Und Eucharis, Pforten-Schwester: *„Darf ich mal anfassen, Christine?“* Sie liebt Gewebtes.
Fühlt zwischen zwei Fingern das bunte Tuch ab.

Der Vater, sagt sie, solle wiederkommen:
„Was für ein schöner Mann Sie sind, Herr Zauzich!“
Wer hätt´ ihm das je gesagt? Er wundert sich.

Schwester Magdalena und Alexandra
im Garten; wenige Worte. Die eine
hört man berlinern, die andere schwäbelt.

Den Rücken gekrümmt, wir jäten und pflanzen
und ziehen Tomaten Zeitungskleider an
- falls doch noch Frost kommt. Man kann ja nie wissen.

„Wenn ich bleiben will - Was würden Sie sagen,?“
Weise lacht Mutter Radegund. *„Verlieben zuerst; studieren. Dann reden wir weiter.“*

Aus München und Frankfurt, Helgoland, England,
und dann übers Meer - aus Guatemala.
Heimkehren ins Wasserschloss (nicht eine Burg).

Am Klavier Peter Janssens: Abschied nehmen
von Freunden: *„Der Himmel geht über allen auf“;* nach seinem Tod: Zuflucht in Dinklage.

Ach, der Rosenkranz der Namen bis heute…
Wie könnt’ ich sie alle nennen? Allein schon
die mit „M“: Mäire, Monika, Makrina.

Gern tät‘ ich sie alle durchbuchstabieren,
will doch keine vergessen: So wie sie die
toten Eltern erinnern, und uns alle.
In ihr Lebensbuch möcht’ ich geschrieben sein.
Will wissen, dann, wenn ich weg bin, oder tot
wird meiner gedacht für immer und ewig.

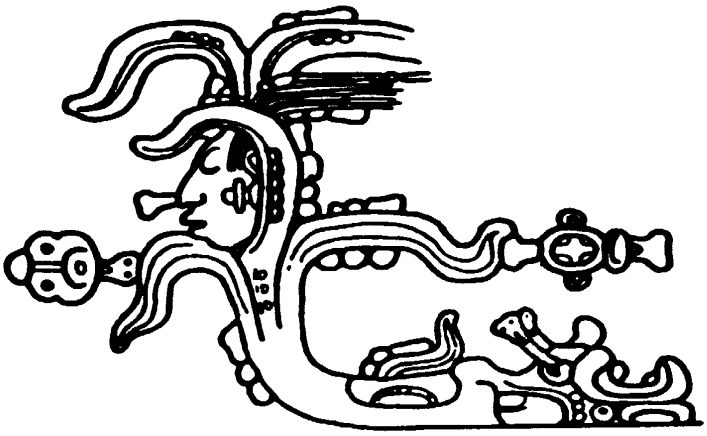
Was weiß ich schon? Alles und nichts. *Discretio*!
Privates: Was geht uns das an da draußen?
Das Geschwätz am Gästetisch: wie es ärgert!

Verliebte, Verlobte und Padre Lucho,
(aus Peru): aus Guate der Padre Rigo:
Alle Freunde apportier‘ ich den Schlossfraun.

Die Bitte ums Beten gefaxt, vor Gefahr.
Vom Benediktsbaume ein Ableger: ich
an der Nabelschnur, die die Meere durchquert.

Heimkommen. Und niemals habt Ihr geurteilt.
Oasen-Schloss; Ihr teilt aus: Mut und Ausruhn.
Unterm Schleier: offne Hirne und Herzen.

Um Euren Altar träum’ ich vom Himmels-Kreis;
alle werden zu Tisch sitzen im Reiche:
meine Freunde und ich. So sei es. Amen.



Bert P. Herfen

Drei Tage mit Ana

Den ersten Film mit Maria-Christine Zauzich als Autorin, drehten wir 1986 in England. Wolfgang Lüning, damals Redakteur beim WDR, bat mich im Herbst 1986, mit einer von ihm sehr geschätzten Kollegin, die aber noch nie an einer Filmdokumentation mitgearbeitet hatte, ein Portrait des damaligen Kardinals Basil Hume von Westminster zu produzieren. Mit diesem Film, der später den Sendetitel „Roms Mann in London“ erhielt, begann eine über zehnjährige Periode der Zusammenarbeit.

Mit Christines Ortswechsel nach Guatemala ergaben sich zahlreiche neue Filmprojekte, die von unterschiedlichen Redaktionen nahezu aller ARD Sender sowie dem ZDF gesendet wurden. Bei allen folgenden Auftragsproduktionen war Christine die verantwortliche Autorin: „Zwei Welten unterm Regenbogen - Partnergemeinden in Dunnigen und Peru“ (ZDF 1986); „Drei Tage mit Ana - Harte Kindheit in Guatemala“ (WDR 1988); „Peruanische Passion- Raul Castros Kreuzweg für Heiligenbronn“ (WDR 1988); „1000 Tage in der Wüste – Überleben am Stadtrand von Lima“ (ZDF 1989); „Saat der Martyrer – Guatemalas Kirche nach der Verfolgung“ (ARD/WDR 1989); „Heilige unserer Tage – Guatemalas Martyrer“(ARD/ WDR 1992); „Eine starke Frau – Portrait Rosalina Tuyuc Guatemala, (WDR 1992); „Nobelpreis für eine Maya Christin - Portrait Rigoberta Menchu“ Guatemala (ARD/WDR 1993); „Kaffee der stark macht - Kaffeebauern in Guatemala“ (WDR 1994); „Glauben mit Hand und Fuß - das Leben Jesu in Ton gebrannt“ (WDR 1993); „Bethlehem und die Folgen“ Die Kindheit Jesu in Ton (WDR 1994); „Die Engel der Chiquitanos-Jesuitenkirchen in Bolivien“(WDR 1995); „Katharina in Bolivien“ Reisebericht (WDR 1995). Darüber hinaus entstanden eine ganze Reihe kurzer Beiträge für verschiedene TV Magazine.

Christine war eine außergewöhnliche Autorin mit einem hohen Maß an Sensibilität für Themen und einem guten Gespür für ihre Umsetzbarkeit als Fernseh-Dokumentation. Sie gab den Filmen durch ihre herausragenden Kommentartexte nicht nur den letzten Schliff, sondern durch ihre fachliche journalistische Kompetenz den nötigen Nachdruck, bis hin zur öffentlichen Diskussion.
Sie war auch eine sorgfältige Aufnahmeleiterin, die bis ins letzte Detail Produktionen vorbereitete und mütterlich für das Team sorgte, egal wie abgelegen und entfernt der Drehort in den tiefen Schluchten oder hohen Bergen Guatemalas oder Perus lag. Man erlebte an ihr Zuverlässigkeit, Sorgfalt, Hilfsbereitschaft und vor allem Geduld. Die war besonders gefragt bei dem Film „Drei Tage mit Ana“.
Bei unserem letzten Treffen sprachen wir auch über die Idee, diesen Film durch einen zweiten Teil fortzusetzen.
Ana ist heute selbst Mutter von zwei Kindern und lebt in der Hauptstadt Guatemala City.
Für das Jahr 2010 hatten wir eine eventuelle Realisation grob geplant.
Mit Christines Tod verlieren wir eine der besten Autorinnen, die je für unsere kleine Film- und TV-Produktion tätig war. Wir verlieren aber auch eine Freundin, die uns sehr ans Herz gewachsen war und der wir durch ihre Kontakte neue Freundschaften verdanken, die bis heute Bestand haben.
Christines plötzlicher Tod lässt uns fassungslos zurück.

Drei Tage mit Ana – Harte Kindheit in Guatemala

Der erste Drehtag

Das Knattern der Maismühlen weckt mich aus dem Schlaf. Noch ist es dunkel um das Haus von Pfarrer Julio. Maria-Christine Zauzich, Jürgen Passeyer und ich haben je ein kleines Zimmer in dem mit hohen Mauern umgebenen Wohnkomplex der Pfarrei bezogen.
Gestern sind wir spät in der Nacht aus der Hauptstadt Guatemala

City angereist. Das ungewohnte, monotone Knattergeräusch der Maismühlen wird unterdessen durch das Krähen der Hähne und das Gebell der Hunde, sowie dem sanften Tropfen des Wasserhahns an meinem Waschbecken ergänzt.

Christine ist im Besitz eines Reiseweckers. Ihr Klopfen an der Zimmertür ist behutsam dosiert und doch auffordernd, das Bett nun bald zu verlassen. "Halb sechs, guten Morgen!" Ihre Stimme klingt hellwach.
Zum Frühstück gibt es Tortillas, Weißbrot, Kaffee und auf meinen Wunsch Rührei. Natürlich fehlt die braune Bohnenmasse Frijol nicht, die wie Marmelade auf die Tortillas gestrichen wird.
Jürgen stapelt nach dem Frühstück die Kisten mit unserer Kameraausrüstung, Tongeräte und Filmmaterial in die Nähe der Eingangstür zur Straße. Um halb sieben soll uns der Fahrer von Pfarrer Julio mit dem Toyota Pickup zum Haus von Dona Josefa und ihren Kindern bringen. Es bleibt noch etwas Zeit bis zur Abfahrt. Christine und ich stehen in dem langen, offenen Flur und sprechen noch einmal ab, wie wir den Einstieg in den heutigen ersten Drehtag für den Film "Drei Tage mit Ana" durchführen wollen.
Von unserem WDR-Redakteur Werner Hamerski gibt es eine grobe Vorgabe, wie er sich den Film vorstellt. Er wünscht eine Dokumentation, die das Alltagsleben eines Kindes aus Guatemala schildert. „Der Film darf durchaus Betroffenheit beim Zuschauer auslösen", hatte er kurz vor der Abreise in einem Telefonat mitgeteilt.
Doch das, was filmisch umsetzbar ist, wird sich erst zeigen, wenn auch Regisseur und Kameramann anwesend und alle Örtlichkeiten sowie mitwirkende Personen bekannt sind. Für beide Positionen übernehme ich die Verantwortung.
Von anderen Filmprojekten ist mir noch gut in Erinnerung, dass zwischen Wunsch und Wirklichkeit mitunter Welten liegen. Wir drehen keinen Spielfilm mit professionellen Darstellern, sondern eine Dokumentation mit Laien, die noch nie vor einer Kamera

standen.
Handlungsabläufe ausdenken und planen ist die Voraussetzung, sonst entsteht kein Dokumentarfilm. Doch das eigentliche Drehbuch schreibt das Leben, der Alltag der Menschen, die uns gestatten, sie mit der Kamera für eine gewisse Zeit zu beobachten.
Vor uns liegt eine große Herausforderung. Wir müssen in kurzer Zeit herausfinden, wie das Projekt realisiert werden kann, was wir planen und letztlich dann auch drehen können.
Der Wagen fährt vor das Haus und ist in wenigen Minuten beladen. Christine hat für uns und die Familie eingekauft. Wasser werden wir heute besonders viel benötigen, denn es wird heiß, wie jeden Tag. Obwohl wir uns im Hochland Guatemalas befinden, ist der Aufenthalt im Freien vor allem in den Mittagsstunden anstrengend und auch nicht ungefährlich, wie ich selbst später erfahren werde. Ein Sonnenstich am vierten Drehtag führt zur Zwangspause.
„Viel trinken und Obst essen" lautet daher immer wieder die mütterliche Empfehlung von Christine. Dann geht es los.
Jürgen und ich sitzen auf unseren Metallkisten, zwischen der Verpflegung, Wasserflaschen und Stativ, auf der Ladefläche des Pickups, Christine sitzt vorne beim Fahrer. Nach wenigen hundert Metern haben wir den Ortsrand erreicht und verlassen Quiche. Die Hähne und Hunde haben sich inzwischen beruhigt, die Maismühlen knattern immer noch.
Wir verlassen nun die Hauptstraße und fahren auf Feldwegen durch Maisfelder. Die frische angenehme Morgenluft wird immer wieder von Qualmgeruch überlagert. Die Häuser, aus denen der Rauch abzieht, sind durch die hohen Maispflanzen kaum zu sehen, ihre Bewohner ebenfalls nicht.
Der Fahrer stoppt den Wagen neben einem kleinen Pfad zwischen zwei Maisfeldern. Christine steigt aus, zeigt auf den Weg und sagt, dass wir die restlichen 500 m zu Fuß gehen. Einen breiten Weg, den wir mit dem Auto nutzen können, gibt es zum Haus von Dona Josefa nicht.

Es ist gut, die Beine zu vertreten, auch wenn wir reichlich bepackt sind und schleppen müssen.
Christine schleppt Obst und Wasser und ist mit kleinen Gastgeschenken beladen. Sie kennt den Weg und geht vorne weg. Kurz hinter einer Biegung, am Ende des Maisfelds, öffnet sich der Blick, und es wird eine wunderschöne Landschaft sichtbar.

Im gleichen Moment kreist mir ein Insekt um den Kopf, dessen Erscheinungsbild mir bisher völlig fremd ist. Es ist keine Heuschrecke, keine Hornisse, Biene, Wespe, Libelle oder ähnliches, das Tier ist viel größer als alle mir bekannten Insekten. Die Flügelschläge erzeugen einen tiefen, dunklen Brummton. Ich versuche durch hektisches Kopfschütteln, das Vieh los zu werden. Der Brummton entfernt sich, das Tier ist weg.
Wir erreichen die Unterkunft von Dona Josefa und den Kindern. Ich weiß heute nicht mehr genau, was in meinem Kopf vorging, als ich die Hütte und die Familie, die dort wohnt, zum ersten Mal sehe. Hatte ich jemals vorher eine so große Armut gesehen?
Christines Schilderungen haben meine Fantasie nicht so nah an die Realität heranzuführen vermocht, dass ich mir auch nur ansatzweise eine solche Szenerie hätte vorstellen können.
Josefa und der kleine Silverio sitzen im Eingang vor der Hütte. Höflich zurückhaltend ist die Begrüßung. Christine stellt uns der Familie vor. Jürgen und ich nehmen wieder auf unseren Kisten Platz und versuchen, dem Gespräch zwischen Christine und Josefa zu folgen.
Mit unseren bescheidenen Spanisch-Kenntnissen ist das nicht ganz einfach. Christine schildert ruhig die geplante und zwischen uns

abgesprochene Vorgehensweise für den Film. Nach ein paar Minuten kommen zwei weitere Kinder und setzen sich mit in die Runde. Es sind Ana und ihr Bruder Ramon.
Nun fehlt nur noch die 13jährige Maria, die Hauptperson für die geplante Dokumentation.
Nach zahlreichen Vorgesprächen hatten Dona Josefa und Maria Ihre Einwilligung zur Mitwirkung an dem Film gegeben.

Maria geht auf Distanz

Christine hatte mir eher nebenbei erzählt, dass zwischen Dona Josefa und ihrer ältesten Tochter Maria in den letzten Monaten immer wieder Konflikte aufgetreten sind, die dazu führten, dass sie für Tage verschwunden war, zuletzt war sie in die über 200 Kilometer entfernte Hauptstadt Guatemala City gefahren. Dort hatte sie sich erfolgreich eine Stelle als Hausmädchen in einer Ladino-Familie gesucht. Junge Mädchen mit indigenen Wurzeln wie Maria werden gerne eingestellt. Sie sind fleißig, demütig und arbeiten für wenig Geld. Für Maria erfüllten sich gleich drei Wünsche: Einerseits ist sie nicht auf der Straße und muss nicht damit rechnen, Opfer der Gewalt zu werden, zum anderen erhält sie einen bescheidenen Lohn, der ihr etwas Unabhängigkeit gibt, und drittens ist sie weg von zu Hause,
Als ich Maria zum ersten Mal sehe, ist mir sofort klar, dass wir mit ihr das geplante Filmvorhaben nicht werden realisieren können. Irgendwie vermittelt sie Ablehnung und Distanz. Ein merkwürdiges Gefühl macht sich in meiner Magengegend breit.
Sie ist außerdem kein Kind mehr, sondern eine junge Frau, trotz ihrer 13 Jahre. Ihre schönen schwarzen Haare hat sie in der Tradition der Indigenas geflochten, trägt einen wunderschönen Huipil, so wie die erwachsenen Frauen in der Region rund um Quiche. Das Gespräch verläuft sachlich und ruhig bis zu dem Augenblick, als Christine Maria fragt, wie lange sie denn in Quiche bleiben wird. Sie habe drei Tage Urlaub von der Familie erhalten und müsse am kommenden Donnerstag ihren Dienst als Hausmädchen fortsetzen. Als sie diese Nachricht verkündet, senkt

sich ihr Blick nach unten. Auch Josefa schaut niemanden an. Mehr beiläufig bemerkt Maria dann im weiteren Gespräch, dass sie außerdem keine Lust habe, an dem Film mitzuwirken. Ich fange an, nachzudenken, wie wir unseren Film produzieren können, ohne uns von Maria abhängig zu machen.
Was passiert, wenn sie mitten in den Dreharbeiten ganz plötzlich nicht mehr da ist, einfach verschwindet? Außerdem ist der Film in den verbleibenden zwei Tagen, die sie noch frei hat, nicht zu drehen. Ein weiteres Problem würde entstehen, wenn wir Filmmaterial verdrehen und es später für nichts verwenden können. Und auch unsere Aufenthaltszeit ist nicht unbegrenzt.
Jürgen schlägt vor, Christine solle mit Maria nach Guatemala City fahren, um dort bei der Familie eine Zustimmung für weitere Urlaubstage einzuholen. Christine nimmt Maria an die Hand, die plötzlich zu weinen beginnt. Sie gehen hinter die Hütte und sprechen unter vier Augen. Es ist klar: Maria hat keine Lust und will zurück in die Hauptstadt.
Nach wenigen Minuten kommt Christine zurück und setzt sich zu mir auf die Metallkiste: „Sie will nicht mitmachen. Übermorgen fährt sie mit dem ersten Bus wieder zurück in die Hauptstadt." Nun zeigt auch Christine deutlich Nervosität und ringt nach Fassung.
Das ganze Filmvorhaben steht auf der Kippe. Christine fragt, ob wir eventuell mit weniger als den sieben vorgesehenen Drehtagen hinkommen könnten.
Die Fernsehredaktion war nicht zuletzt durch ein Portrait über Maria, das Christine vor zwei Jahren für eine Zeitung geschrieben hatte, zu der Überzeugung gelangt, dass auch eine Filmdokumentation den Fernsehzuschauer interessieren könnte- vor allem dann, wenn es gelingt, ein Kind so nah im alltäglichen Leben zu zeigen, wie es ihr und dem Fotografen seinerzeit für den Artikel gelungen war.
Es ist jedoch ein großer Unterschied, ob ich Fotos für einen Artikel aufnehme oder eine 30 Minuten- Filmdokumentation mit einem Kind drehe.

Nach kurzer Team-Absprache verabreden wir ein paar Probeaufnahmen. Vielleicht bekommt Maria dadurch etwas Spaß an der Sache. Wir setzen Kamera und Ton so ein, als würden wir drehen, belichten aber keinen Film. So kann ich auch erkennen, ob Maria überhaupt bereit ist, sich von mir vor der Kamera führen zu lassen. Als erste Szene planen wir die Ankunft zu Hause. Maria soll aus dem Maisfeld auf die Hütte zugehen und dann in ihr verschwinden. Christine zeigt ihr, von wo sie gehen und wie sie gehen soll: nicht zu schnell, aber auch nicht zu langsam. So normal wie möglich.

Bereits die erste Einstellung scheitert nach mehreren Versuchen. Mit gesenktem Kopf und kaum zu überbietender Lustlosigkeit geht Maria im Schneckentempo immer wieder in Richtung Hütte. Christines und mein Blick treffen sich zu einem synchronen Kopfschütteln. Wir brechen die Probeaufnahmen ab.

Während der Erklärungen und Drehversuche steht die kleine achtjährige Ana neben mir und der Kamera und hat sichtlich Spaß daran, wie wir uns mit ihrer großen Schwester abquälen und uns ärgern. Der Umgang mit einem bockigen Esel ist wahrscheinlicher einfacher, als Maria behutsam klar zu machen, dass sie ihre Zustimmung für den Film vor Wochen gegeben hat und nun auch bitteschön dazu stehen soll.

Aber verlangen wir nicht zu viel von ihr? Kann sie oder will sie überhaupt alles so begreifen, wie wir es uns vorstellen? Wusste sie wirklich damals bei den Vorgesprächen zwischen Christine und

ihrer Mutter, um was es in dem Film geht? Fragen über Fragen!
Wir sind uns einig: Maria ist restlos überfordert. Dona Josefa sitzt währenddessen schweigend mit gesenktem Kopf in einer Ecke und hörte sich Christines Argumente an.
Wahrscheinlich war ihr schon vorher klar, dass eine Zustimmung ihrer Tochter nicht in Frage kommt, sondern Maria nur den richtigen Augenblick sucht, ohne Gesichtsverlust aus der Sache auszusteigen.

Ana nimmt Marias Platz ein.

Unweigerlich beginne ich, die kleine Ana genauer zu beobachten und bemerke, dass sie all das, was wir mit Maria besprochen haben, wie ein Schwamm aufnimmt und in einem unbeobachteten Moment abseits der Hütte nachahmt.

Mehr und mehr wächst in mir der Gedanke, dass wir mit ihr Probeaufnahmen drehen sollten. Mein Vorschlag stößt bei Christine sofort auf Zustimmung. Wir versuchen die gleichen Einstellungen, die wir vorher mit Maria besprochen haben, nun mit Ana zu drehen. In ihrem schwarzen T-Shirt und bunten Rock bewegt sie sich barfuß leicht und zielsicher durch das Maisfeld und nähert sich dem Hütteneingang.
Als auch alle folgenden Einstellungen reibungslos ablaufen, steht für uns fest: Ana wird Marias Platz einnehmen. Dabei schließen wir keinen Kompromiss, sondern unser Vorhaben wird mit diesem

Kind als neuer Hauptdarstellerin deutlich gewinnen.
Christine fragt Ana, ob sie Zeit und Lust habe, mit uns in den nächsten Tagen den Film zu drehen.
Was ist mit der Schule, frage ich zu Christine herüber. „Sie geht leider sehr unregelmäßig zur Schule“, erfahre ich.
Die Lösung für Maria heißt Ana. Ich spüre, wie uns dreien tausend Steine vom Herzen fallen.
Wie geht es nun weiter? Ana hat sich an meine Seite gesetzt und zupft an den dunklen Haaren, die sie auf meinen rechten Arm entdeckt hat. So etwas kennt sie von den Männern hier nicht, erfahre ich später. Nachdem sie erst behutsam, dann aber festzieht, so dass es mir einen deutliches „Au“ entreißt, fängt sie so laut an zu lachen, dass alle anderen zu uns hinüber schauen und ebenfalls zu lachen beginnen.
Von einer zur anderen Sekunde ist die Spannung der zurückliegenden Stunden verflogen. Selbst Maria, die bisher ihren Blick kaum nach oben richtete, schaut auf und lächelt.
Christine, Jürgen und ich beraten, wie wir nun weiter arbeiten können. Der Vorschlag von Christine, Maria eine Chance zu geben, in dem Film mitzuwirken, aber nicht als Hauptperson, sondern als Gast, der kurz die Familie besucht, findet meine Zustimmung.
Wir beschließen, nun nur noch mit Ana über den Film zu sprechen und die anderen Familienmitglieder erst dann mit unseren Planungen zu konfrontieren, wenn wir sie für unsere Geschichte einsetzen wollen.
Wir beenden den ersten Drehtag zuversichtlich, obwohl wir keinen Zentimeter Film belichtet haben.

Unserem Filmvorhaben sind wir jedoch einen großen Schritt näher gekommen. Ana, ihr Bruder Silverio und der Haushund begleiten uns noch bis zum Feldweg. Dort warten wir, bis uns der Fahrer wieder abholt. Nach dem Abendessen mit Pfarrer Julio sprechen wir nur noch kurz die weiteren Schritte durch und gehen dann erschöpft ins Bett.

Wir treffen Maria am nächsten Tag vor einer großen Lagerhalle am Dorfrand von Quiche. Dort will sie ein paar Freundinnen treffen, bevor sie wieder nach Guatemala City abreist. Einige Mädchen arbeiten als Sortiererinnen in der Halle, andere helfen beim Verkauf von Kaffee.
Am Vortag haben wir vereinbart, dass wir Maria in dieser Szenerie drehen möchten, um so einen Einblick in das Alltagsleben der Menschen zu erhalten, die hier im Hochland leben und arbeiten.
Christine verschwindet für ein paar Minuten in einem kleinen Büro, um von der Geschäftsleitung eine Drehgenehmigung für die Aufnahmen einzuholen. Mit einen kurzen „alles ok“, kommt sie zurück.
Maria steht neben Christine und lauscht nun aufmerksam den Anweisungen.
Sie wirkt schüchtern. Es ist ihr sichtlich peinlich, vor der Kamera agieren zu sollen. Immer wieder schweift ihr Blick herum, um festzustellen, ob sie beobachtet wird.
Marias Freundinnen stehen an ihren Arbeitsplätzen, tuscheln miteinander und würden all zu gerne wissen, was denn diese „Gringos“ vorhaben. Unsere äußere Erscheinung ist weniger stark auffällig, da auch manche Ladinos hier tätig sind, aber unsere Kamera und Tonausrüstung sind ein großer Blickfang. Nachdem wir uns eine ganze Weile nur umgeschaut haben, nimmt das Interesse auch an unserer Ausrüstung ab, und wir können einige Einstellungen drehen. Maria soll durch die langen Reihen entlang der zahlreichen Sortiertische gehen und irgendwo stehen bleiben, um eventuell Kaffee zu kaufen. Mit den nun entstehenden Aufnahmen konzentrieren wir uns vor allem auf die Örtlichkeit und weniger auf Maria. Wir dokumentieren einen quirligen Arbeitsplatz, an dem Menschen aus dem Dorf und der Umgebung ihr Geld verdienen.
Dabei beobachte ich natürlich auch Maria durch meine Kamera und drehe. Sie merkt immer seltener, wann ich sie ins Bild bringe. Vor allem dann, wenn sie mit ihren Freundinnen spricht, kann ich sehr schöne Einstellungen aus der Distanz drehen.

Nach etwa zwei Stunden verlassen wir die Halle und fahren zum Haus von Dona Josefa. Maria verspricht, in einer Stunde nachzukommen. Der Weg durch die Maisfelder sei nicht so weit, und sie möchte sich noch von ihren Freundinnen verabschieden. Auch ohne den Besitz einer eigenen Uhr kommt Maria pünktlich zum verabredeten Termin. Nach einer Stunde sind alle

Filmsequenzen im Kasten, und wir fragen uns, warum plötzlich alles so problemlos abläuft.
Mit einem kurzen Händedruck verabschiedet sie sich wieder. Sie nimmt den gleichen Weg, den sie gekommen ist, und verschwindet schließlich hinter einem Maisfeld zurück in Richtung Dorf.
So wie sie es angekündigt hat, fährt Maria am frühen Morgen des nächsten Tages mit dem ersten Bus zurück in die Hauptstadt. Wir haben sie danach nicht mehr gesehen und auch nichts mehr von ihr gehört.

Jeder neue Drehtag macht Freude

Wir erreichen die Hütte am nächsten Morgen um halb acht. Es

kühlt in den Nächten so stark ab, dass die erste Stunde nach Sonnenaufgang kaum ohne Jacke oder Decke im Freien zu ertragen ist.
Dona Josefa sitzt mit ihren Kindern auf dem Boden und backt Tortillas auf einem großen runden Blech. Es ist kalt, sehr kalt, trotz des Holzfeuers, dessen Flammen immer wieder unter dem Blech hervorlodern.
Ana sitzt barfuß auf dem Boden. Ramon und Silverio hocken fröstelnd neben ihrer Mutter. Ihr Gesicht ist kaum zu sehen. Sie trägt ein dunkles Tuch, das sie schützend um den hinteren Kopf und Hals gelegt hat. Als wir den Raum betreten, schaut sie kurz zu uns auf und erwidert freundlich unser „Buenos Dias“, das wir im Dreiklang von uns geben.
Unsere Kisten stehen noch vom Vortag dort, wo wir sie abgestellt haben. Sie dienen uns wie schon so oft als Sitzgelegenheit. Der Rauch zieht an uns vorbei ins Freie.
Drei Wände aus Lehmziegel, eine Wand aus Stäben und Hölzern auf der anderen Seite und darüber ein Wellblech - aus nicht mehr und nicht weniger besteht die Hütte.
In der Trockenzeit ist die Nacht- und Morgenkälte das Unangenehmste. Jedoch sind Decken als Kälteschutz für jeden vorhanden. Am Tag, wenn die Temperaturen auf weit über dreißig Grad klettern, liefern die Lehmsteine eine angenehme Innenraumtemperatur. In der Regenzeit, wenn es nahezu täglich wolkenbruchartig schüttet und die Feuchtigkeit über Wochen anhält, wird der Vorteil kühler Lehmsteine zum Nachteil. Da sie nicht gebrannt sind, saugen sie Wasser und sind lange nass und kalt.
Das Dach ist undicht. Geld für die Reparatur hat Dona Josefa nicht. Sie teilt das Schicksal Tausender Frauen in ganz Guatemala, die ihre Männer durch Verbrechen des Militärs oder paramilitärischer Gruppen verloren haben. Den Männern wird vorgeworfen, aktiv im Untergrund gegen den Staat und die Machthaber zu arbeiten. Macht haben vor allem Großgrundbesitzer und Konzerne. Jede Art der Opposition wird schon im Keim erstickt. Allein der Verdacht,

irgendwie gegen das bestehende System zu sein, reicht aus, um die Männer aus ihren Dörfern zu holen, sie mitzunehmen und zu töten. In den achtziger Jahren erlebte das Land den Höhepunkt der Gewalt. Noch heute werden Gräber aus dieser Zeit entdeckt, in denen einfache, unschuldige Bauern verscharrt wurden, nachdem sie vorher bestialisch ermordet wurden. Auch Anas Vater wurde ermordet. Niemand weiß, wo er und die anderen Männer des Dorfes vergraben sind.

Dona Josefa und die Kinder erzählen uns, wie ein ganz normaler Tage in der Familie abläuft und welche Arbeiten und Aufgaben jeder einzelne für die nächsten Tage übernehmen wird. Daraus erstellen wir einen Drehplan und legen gemeinsam fest, was wir drehen möchten. So werden wir mit Josefa zum Markt nach Quiche gehen, dort verkauft sie Chilis. Ramon werden wir ins Dorf begleiten, wenn er dort als Schuhputzer arbeitet.

Ana wird mit Silverio Holz sammeln, Wasser holen, Tortillas und Chilis backen, auf das Schaf und den Truthahn aufpassen. Ja, sie wird auch auf das Haus aufpassen, denn ihre Mutter geht an jedem zweiten Tag in die acht Kilometer entfernte größere Gemeinde, um auch dort zu verkaufen. Meist kehrt sie dann erst am späten Nachmittag zurück.

Wir beobachten die kleine Ana in den nächsten Tagen bei nahezu allen Tätigkeiten. Es macht uns sehr viel Spaß, mit ihr zu drehen. Sie ist nicht nur aufmerksam und hoch konzentriert, wenn Christine ihr unsere Absichten erklärt und ich ihr die einzelnen Einstellungen zeige, sie macht auch selbst gute Vorschläge, was wir mit ihr drehen könnten. Wir sind begeistert!

Nahezu spielerisch erledigt sie alles, was ihr Dona Josefa aufgetragen hat - und doch ist vieles harte Hausarbeit. Für ein Kind in ihrem Alter ist das in dieser Region aber selbstverständlich. Wir lachen viel in den nächsten Tagen und kommen gut voran.

Der Film ist erfolgreich abgedreht

Nach sechs Tagen ist unser Film abgedreht, und wir kehren in die Hauptstadt zurück. Christine lädt uns dort zum Abendessen in ein

Restaurant ein, wo wir ein reichhaltiges, gutes, landestypisches Menü serviert bekommen. Wir genießen das Essen, die Getränke, die Gemütlichkeit, das Ambiente.
Wir sind dankbar und zufrieden, dass wir trotz der anfänglichen Probleme mit Maria einen guten Film gedreht haben - dank Ana.
Jedem von uns am Tisch ist klar: wir sind privilegiert, hier sitzen zu dürfen und sich das leisten zu können, was Millionen kleiner Anas rund um den Globus nie möglich sein wird.

Im Mai 1990 werden die Autorin Maria-Christine Zauzich und der Produzent, Regisseur und Kameramann Bert P. Herfen für den Film „Drei Tage mit Ana“ in der Kategorie „Fernsehproduktionen“ mit dem Katholischen Journalistenpreis ausgezeichnet. Im gleichen Jahr erfolgt die Nominierung des Films für den Deutschen Kamera-Preis in der Kategorie Dokumentarfilm.
In den zurückliegenden Jahren wurde der Film in allen Dritten Programmen immer wieder gesendet. Das Bischöfliche Hilfswerk ADVENIAT ließ Filmkopien für nahezu alle kirchlichen Bildstellen herstellen, und es wurde eine spanische Sprachfassung für den Einsatz in Lateinamerika produziert.

Maria-Christine Zauzich

Kirchenverfolgung und Märtyrerkirche[1]

Der 36 Jahre andauernde Bürgerkrieg (1960-96) brachte unendliches Elend und Leid über Guatemala: Etwa 200 000 Menschen wurden umgebracht bzw. „verschwanden". An der Zivilbevölkerung wurden mehr als 600 Massaker verübt. Unter den Opfern finden sich mindestens 16 Priester und Ordensleute, die Zahl der ermordeten Katecheten wird auf 2000 geschätzt. Keine Ortskirche auf dem Kontinent hat für ihren sozialen Einsatz einen so hohen Blutzoll gezahlt. Am 30.Juni 1978 wurde mit Eugenio Hermogenes Lopez Coarchita der erste einheimische Priester ermordet, da er die Zwangsrekrutierung junger Männer durch das Militär in seinem Dorf San Jose´Pinula angeklagt hatte und sich dem Zugriff auf die Wasserrechte des Dorfes widersetzte; der Seligsprechungsprozess wurde beantragt. Der Tag dieses Mordes wurde von den Bischöfen später zum „Tag der Märtyrer" erklärt. Landesweit wird dieser Tag – der auch der „Tag des Militärs" ist – noch nicht begangen. Als 1980 zwei weitere Priester ermordet wurden, entschieden Bischof Juan Gerardi Conedera und die pastoralen Mitarbeiter im Departamento El Quiché, aus Protest das Bistum zu verlassen. Gerardi, der die römische Kurie über die Lage in Guatemala informierte, wurde bei der Rückkehr die Einreise verweigert.

Die Gräueltaten aus Quiché und anderen Gegenden erinnern an die Christenverfolgungen der frühen Kirche: Campesinos wurden gekreuzigt, Bibeln vergraben, konsekrierte Hostien heimlich zwischen Tortillas in die Dörfer getragen. Die Hauptursache der Verfolgung war die Verdächtigung gegen kirchliche Mitarbeiter und

[1] Auszug (S. 124 f) aus der letzten Veröffentlichung von Maria-Christine Zauzich: Länderbericht „Guatemala", in: J. Meier / V. Straßner (Hrsg.), Lateinamerika und Karibik (Reihe: Kirche und Katholizismus seit 1945, Bd. 6), Paderborn 2009, S. 111-132.

sozial engagierte Christen, kommunistischen Ideen anzuhängen und mit der Guerilla zu sympathisieren. Die Hirtenbriefe besonders des Jahres 1982 sind eine Anklage von Massakern, Mord und Ungerechtigkeit. Ca. 20 Priester und Ordensleute wurden 1981/82 ermordet. Viele ausländische Priester verließen das Land: Die Zahl der Priester ging zwischen 1980 und 1984 von 841 auf 645 zurück, die der Ordensleute von 2449 auf 1629 – mit fatalen Folgen für das kirchliche Leben und die Sozialpastoral. Bis heute gibt es Theologen in- und außerhalb Guatemalas, die den Begriff der „Märtyrerkirche“ für Länder wie Guatemala ablehnen, da die Opfer auf Grund politischer Einmischung ermordet worden seien. Die Bischöfe sind anderer Meinung: Sie wiederholen in Stellungnahmen von damals und heute die Begriffe „Verfolgung“ und „Märtyrer“ und überreichten 1996 Papst Johannes Paul II., dem es um die Würdigung aller Märtyrer des 20. Jahrhunderts ging, eine Liste der ermordeten Priester und Katecheten.

Rigoberto Pérez Garrido
Pfarrer von San Antonio Ilotenango (Diözese Quché, Guatemala)
Direktor von Radio Quiché

Maria Cristina Zauzich -
Ihre Liebe zu Guatemala und zu den Märtyrern

Maria Cristina Zauzich betrachte ich als Gabe Gottes für Deutschland und als Geschenk für Guatemala. Sie sagte von sich gerne, dass sie eine Brücke sei: eine Verbindungsbrücke zwischen Kontinenten, eine Brücke für die Freundschaft zwischen Gemeinden und Völkern, eine Brücke für die Begegnung von Menschen: Eine Frau der großen und kleinen Gesten der Liebe.

Sie kannte Guatemala. Sie hörte nicht auf, eine Deutsche zu sein, und wurde doch eine Guatemaltekin. Man sah sie umher fahren in ihrem alten Volkswagen und später in ihrem geschlossenen Suzuki mit Automatik. Sie fuhr durch die Straßen der Stadtviertel und zu entfernten Dörfern, als ob sie eine guatemaltekische Landsmännin

wäre. Sie hatte eine große Fähigkeit zur Kommunikation; es fiel ihr leicht, Menschen für das Gespräch zu öffnen.

Ich lernte Cristina kennen, als ich noch Student im Priesterseminar war. Eine deutsche Theologin war eingeladen worden, um Vorträge vor den Studenten zu halten, und Cristina war die Dolmetscherin. Ich erinnere mich sehr an ihre Spontaneität, ihre Herzlichkeit und ihre Gesprächsbereitschaft. Wir unterhielten uns in der Folge sehr oft. Immer war sie interessiert und von der guatemaltekischen Realität bewegt. Zu jener Zeit war der Bürgerkrieg noch in vollem Gange.

Zwei Einzelheiten aus meinem Gedächtnis

Cristina berührte die Wunden des Landes mit ihren eigenen Händen, so wie die Jünger die Wunden des Gekreuzigten berührten. Guatemala war ein gekreuzigtes Land. Als von deutschen Organisationen wie Adveniat oder Misereor gesandte Journalistin hatte sie Gelegenheit, tief in das Leben des Landes einzutauchen. Es gab etwas, das sie innerlich tief bewegte: die Erinnerung an und das Zeugnis über die Märtyrer der Liebe und des Glaubens. Bewundernswert waren ihre Treffen mit Hinterbliebenen, ihr warmer Gruß, ihr Eifer, ihre Zähigkeit angesichts des Leidens, ihre Überwindung der Angst, ihre oft ungewisse, aber doch feste Hoffnung. Die kleinen Samen der Liebe, die Mütter für ihre Kinder darbrachten, die gefährlichen Demonstrationen in den Straßen zur Verteidigung des Lebens, der Glanz in den Augen und das Lächeln im Gesicht selbst der leidenden Menschen, die Vielfältigkeit der Landschaft und die Schönheit der Blumen, die unterschiedlichen bunten Trachten der Maya-Bevölkerung, all das und mehr bewirkte, dass Cristina beschloss, in Guatemala zu bleiben. Sie suchte ein Haus und fand es in dem Viertel „Projekt 3-4“ in der Zone 6 in der Hauptstadt. Es war erst kurz nach ihrem Einzug. Sie hatte noch keine Möbel. So legte sie einige der typischen bunten Gewebe auf die Erde, stellte Blumen auf und zündete Kerzen an als Dank an

Gott, servierte eine Mahlzeit, und wir setzten uns zum Essen nieder. So weihten wir ihr Haus ein - und sie war glücklich.
Cristina war eine gute Fotografin. Sie hatte ein gutes Auge, wie wir in Guatemala sagen. Ich war noch Seminarist, und am Tag meiner Amtseinführung als Lektor der Gemeinde besaß ich noch keinen Fotoapparat. Cristina war in der Messe zugegen und machte eine Aufnahme mit ihrer Kamera. Einige Zeit später besuchte sie meine Mutter, eine einfache Landfrau, und brachte ihr das Foto ihres Sohnes, das sie mit einem Rahmen versehen hatte. Das war vor 20 Jahren. Meine Mama hält dieses Foto noch immer in Ehren. Denn eine unbekannte Dame mit fremdartigen Zügen aus einem fernen Land war an ihrer Tür erschienen und hatte ihr das Bild lächelnd mit den Worten überreicht: „Ich bin Maria Cristina und kenne Ihren Sohn Rigoberto.“ Dann hatte sie die Blumen meines Vaters im Garten bewundert und den Nachmittag mit meinen Eltern in angeregtem Gespräch verbracht.

Vorbild im Gebet, Frau des Wortes und der Symbole

Cristina war sehr empfänglich für das Spirituelle. Sie betete, immer betete sie. Oft rief sie mich unversehens an, um mich zu grüßen und zu fragen, wie es mir ginge. Dann bat sie mich, für dieses oder jenes zu beten. Das Schicksal der Menschen lag ihr stets am Herzen. Sie betete - das bekannte sie auch, und man merkte es ihr an. Sie schrieb die Bibel neu aus ihrem Leben heraus, sie zeichnete Bilder dazu. Ein Bild von ihr beeindruckte mich besonders. Sie zeichnete sich als kleines Mädchen in den Händen Gott Vaters. Immer malte sie Gott mit einem zärtlichen Gesicht voller Mitleid und Barmherzigkeit.

Wenn man Cristina in ihrem Haus besuchte, spürte man ihre große Herzlichkeit, sogar wenn man von weit kam, von den Bergen des Quiché. Sie verschob ihre Termine – natürlich nur sofern dies möglich war, denn sie war eine verantwortungsvolle Frau mit großem Pflichtbewusstsein. Sie öffnete ihr Haus, deckte den Tisch,

bereitete ein Essen vor, servierte Tee und dies alles mit großer Freude und nie ohne ein Gebet. Wenn sie betete, fühlte man ihr Herz vibrieren. Sie war eine Frau des Glaubens und unterhielt Freundschaften mit mehreren Bischöfen aus Guatemala, mit denen sie in verschiedenen Diensten zusammenarbeitete. In ihrem Haus fehlte es nie an Blumen und brennenden Kerzen und einem guatemaltekischen Kruzifix.

Ihre Suche nach den Märtyrern

Als Frau des Glaubens suchte Cristina begeistert Saatkörner des Reiches Gottes. Sie besuchte Gemeinden, fuhr in die Dörfer der Mayas und der Ladinos (Abkömmlinge der Spanier) ohne Ansehen der Person und lernte zuzuhören. Guatemala war zu jener Zeit ein stummer Schrei des Leidens. Der bewaffnete Konflikt hatte viel Blutvergießen verursacht: 200.000 Tote, Hunderte von verbrannten Dörfern, Folter, mehr als 650 Massaker und viel politische Gewalt. Inmitten all dieses Grauens gab es etwas Tiefgründiges und Erschütterndes: das Zeugnis des Glaubens und der Liebe der Märtyrer. Guatemala ist ein Land der Märtyrer. Die guatemaltekische Kirche, von ihren einfachen Gläubigen bis zu ihren Bischöfen, erlitt ein Martyrium wegen ihrer Arbeit am Reich Gottes. Cristina vermittelte Vertrauen, so dass es den Menschen nicht schwerfiel, zu ihr über das Schwere zu sprechen, das sie erlitten hatten. Jenseits der Erschütterung und des Schreckens darüber, solche Geschichten des Leidens und Schmerzes anzuhören, suchte sie nach dem Glauben im Kontext des guatemaltekischen Märtyrertums. Sie verfolgte die Wege des Glaubens, den die Märtyrer gegangen waren, sammelte deren Lebensgeschichten, ihre persönlichen Daten und die Taten, die die Gegenwart der Liebe Gottes in ihnen manifestierten. Das war gefährlich, doch gleichzeitig ein heiliger Akt. Denn das Land war zum Schweigen verdammt, und viele Journalisten, die es wagten, über die Verfolgung zu berichten, verschwanden oder wurden ermordet. Es war noch immer die Zeit der Diktaturen, die Lateinamerika so geißelten.

Cristina nahm großen Anteil am menschlichen Schmerz und Leid in Guatemala, auch an vielen Einzelschicksalen. Die Solidarität war das Feuer ihres Herzens. Aber sie drang in noch weitere Tiefen des Lebens vor. Sie entdeckte die kleinen Schätze der spirituellen Quellen Guatemalas, die symbolischen Stätten, die Bilder. Sie pilgerte von einem Ort zum anderen: nach San José Pinula, wo Pater Hermógenes López, ein guatemaltekischer Diözesanpriester, gestorben und begraben ist, der wie Jesus sein Blut vergoss, nachdem er für Kranke gebetet und die Gemeinden und besonders die Jugend verteidigt hatte; nach Santiago Atitlán, wo Francisco Stanley Rother, ein Priester aus der Diözese Oklahoma, USA, aus demselben Grund in seinem Pfarrhaus sein Leben ließ, getreu seinem Leitwort: „Der Hirte darf nicht fliehen, er darf seine Herde, seine Brüder, nicht verlassen."

Von Santiago Atitlán fuhr sie nach Chajul, wo der junge spanische Missionspriester, Pater José Maria Gran, und seine beiden Küster, Domingo del Barrio Batz und Tomás Ramirez Caba, gemeinsam in der Pfarrkirche ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Von Chajul aus führte sie ihr Weg in den Quiché, in das Land der Märtyrer, in die bergige Gegend, in der Pater Juan Alonso begraben liegt, und von dort nach Joyabaj, wo Pater Faustino Villanueva ruht, der dritte der drei Missionare, die die Liste der Heiligsprechungen der zahlreichen Glaubenszeugen dieser Erde anführen. Diese Liste, diese Litanei der Namen, ist lang. Cristina beeindruckte der Mut, den alle aufbrachten, um sich dem Bösen zu widersetzen, das Herz offen zu halten für die Hingabe, für die Liebe und für den Dienst. Sie bewunderte die geistige Stärke, nicht zu fliehen, wie das doch normal wäre zur Verteidigung des eigenen Lebens. Es war keineswegs so, dass sie das Leiden gesucht hätten, sondern sie waren in ihrem Glauben so weit gereift, dass sie sich geistig selbst auf die extreme letzte Glaubensprobe vorbereitet hatten.

Cristina sammelte die Saatkörner der Ewigkeit, die in den hinterlassenen Zeugnissen der Märtyrer enthalten waren. Mit ihr arbeitete ich in dem Projekt zur „Wiedererlangung des historischen Gedächtnisses“, REMHI, zusammen, das ich für den Quiché zu koordinieren hatte. Es war das prophetischste, gefährlichste und mutigste Projekt, das die guatemaltekische Kirche je unternahm und durchführte, indem sie ihre Arbeit eng an das Tun Jesu anlehnte. Cristina führte Delegationen von Deutschen und anderen Europäern durch das Land, damit sie sich informieren konnten. So erreichte sie die Solidarität und Unterstützung der Besucher. Doch sie hörte sich auch die Berichte derer an, die Zeugnis über die Glaubenszeugen Gottes ablegen konnten. Sie war eine besondere Bewundererin von Bischof Juan Gerardi Conedera (ermordet 1998) wegen seines prophetischen Mutes, mit dem er auf der Verteidigung der Menschenrechte, der Achtung des Lebens, der Rechte der indigenen Völker und des notwendigen Einsatzes für Gerechtigkeit bestand. Kurze Zeit nach dem Martyrium von Bischof Gerardi schrieb Cristina ein Gebet auf kleine Kärtchen mit dem Bild des Bischofs und verteilte sie an die Leute mit der Bitte, für ihn zu beten.

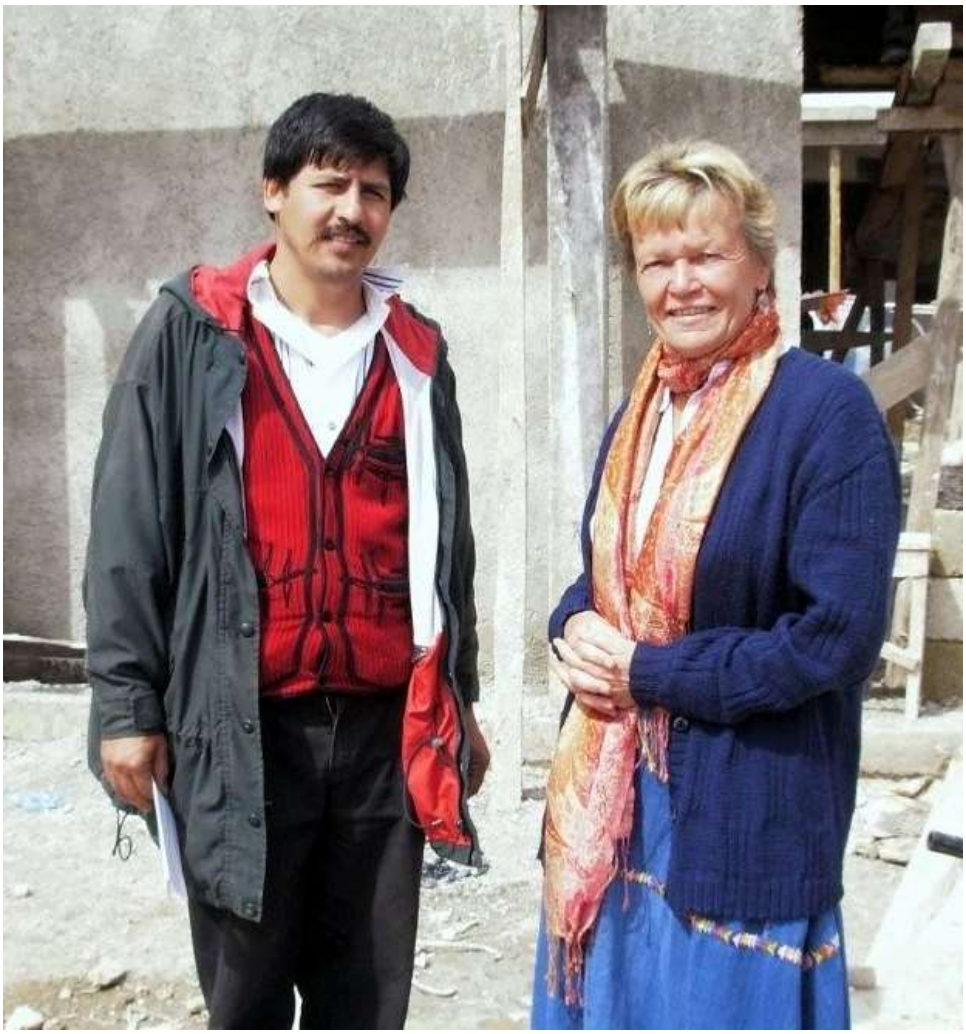
Der Schatz Gottes ist unter uns Menschen meist verborgen wie Samen in der Schale; er ist nicht sichtbar, bis die Schale sich öffnet. Gott kann man erst erkennen, wenn man ihm Zutritt in das eigene Leben gewährt. Wenn dies geschieht, erfahren wir den Geschmack und die Fülle und behalten für immer den verborgenen Schatz. *Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar. Man*

sieht nur mit dem Herzen gut. Das ist es, was Cristina in Guatemala entdeckte. Sicher ist es der Grund, weshalb sie sich entschloss, für immer im „Land des ewigen Frühlings“ zu bleiben.

Die Liebe, die sie in den Märtyrern entdeckte, stärkte ihre Zeichen der Liebe

Die Zeichen der Liebe hat Cristina nie an die große Glocke gehängt. Wie jenes, das sie in Nebaj im Quiché vollbrachte, einem Dorf, in dem ich von 2000 bis 2008 Pfarrer war. Am Ende des Prozesses der „Wiedererlangung des historischen Gedächtnisses“ REMHI, nahmen wir eine Reihe von Exhumierungen von Opfern des bewaffneten Konflikts vor. Dies war ein Teil der pastoralen Versöhnungsarbeit nach Beendigung des Bürgerkriegs in Guatemala innerhalb der *Bewegung für Frieden und Gerechtigkeit*, die ich leitete. Die Leichen vieler Männer, Frauen und Kinder waren an vielen Orten verstreut. Sie lagen auf Hügeln, in den Bergen, in Maisfeldern, an den Ufern von Flüssen, an den verschiedensten Plätzen. Die Familien baten uns um Hilfe bei der Bergung der sterblichen Überreste, bei der Identifizierung, bei der Vollendung der Trauerarbeit. Sie wollten Blumen an die Gräber bringen und Kerzen entzünden, wie es die Kosmovision der reichen Maya-Kultur ebenso wie die christliche Tradition verlangt. Sie wollten sich verabschieden und die sterblichen Überreste mit der angemessenen Musik auf dem Gemeindefriedhof beisetzen. Wir förderten diese Arbeit, um diesen Anliegen zu entsprechen.
Wir führten diese Exhumierungen in verschiedenen Orten und Gemeinden des Quiché durch. Emiliana Pérez, meine Schwester, und Maria Vollering, eine holländische Anthropologin, leiteten die technische Arbeit, ich hatte die Gesamtleitung inne. Am letzten Tag hatten wir 120 Personen ausgegraben, einschließlich des kleinen Körpers eines ungeborenen Kindes im Bauch seiner Mutter, das ich taufte und ihm den Namen *Leben und Frieden* gab. Unter den Exhumierten gab es drei, deren Identität sich nicht feststellen ließ. Am Tag ihrer Beerdigung gab es niemanden, dem wir sie

übergeben konnten. Cristina war zugegen und bot sich sofort zur Mithilfe an. Für diese Geste benutzte sie das Wort Adoption. Sie sagte: „Ich adoptiere einen von ihnen als meinen Bruder.“
Sie kümmerte sich um alles, kaufte den Sarg und neue, weiche Tücher, um die Überreste darin einzuwickeln, besorgte Blumen und Weihrauch, wie es dort Brauch ist, sprach die Gebete und vollzog die üblichen Riten neben den anderen Familien. Da sie den Namen des Opfers nicht kannte, schrieb sie auf den Sarg: Unser Bruder. Solche stillen, tiefen und großartigen Gesten gab es viele im Leben und Herzen Cristinas. Zum Abschluss möchte ich sagen, dass die Liebe der ewige Samen ist, der im Herzen Gottes entspringt und im Herzen des Menschen heranwächst.



Franz Grave,
ehem. Weihbischof von Essen

Eine gefährliche Reise – der Überfall in Guatemala

Die „Adveniat"-Kontaktreise nach Guatemala im September 1996 war für alle Teilnehmer eindrucksvoll und ermutigend. Besonders die Zusammenarbeit im Projektbereich fand von allen Seiten viel Lob und Anerkennung.
Es zeigte sich, dass die Projekte an Ort und Stelle entwickelt waren und einen „Sitz im Leben" der Gemeinden, Diözesen und Einrichtungen hatten. Die Projekte leben ja von ihrer Einwurzelung im örtlichen Lebensraum und von der bewährten Erfahrung, dass Entwicklungshilfe Hilfe zur Selbsthilfe ist. Das gilt in gleicher Weise auch für die Pastoral-Projekte, die das Leben der Kirche vor Ort fördern und stärken sollen.

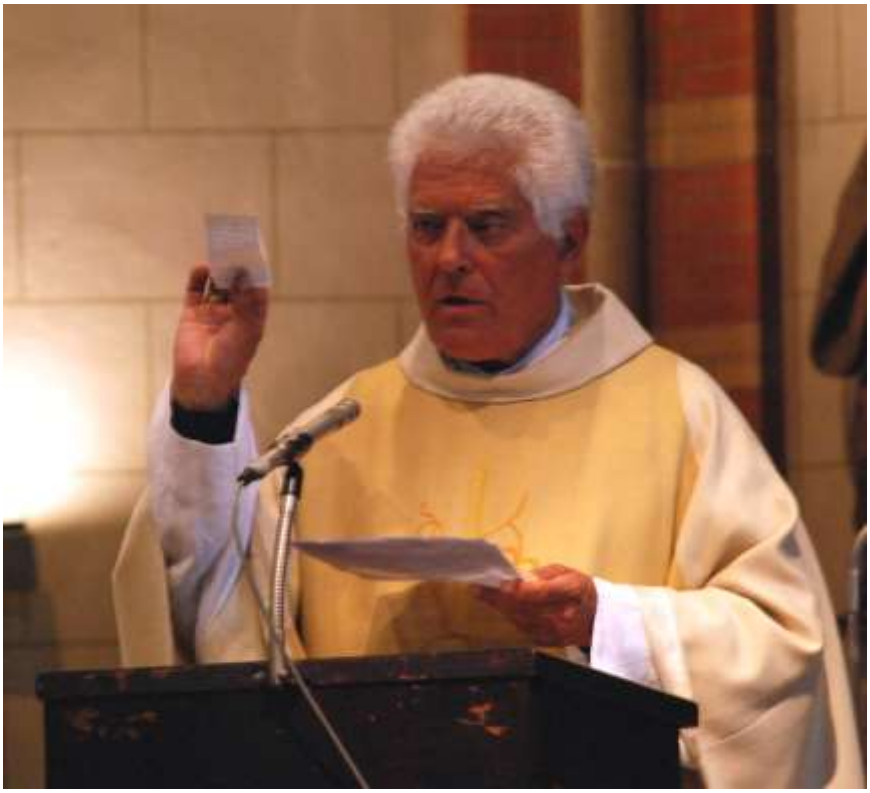
Von dieser Einstellung war auch der Besuch einer Zuckerrohr-Fabrik am vorletzten Tag der Reise geprägt. Die Beschäftigten zeigten uns stolz die moderne Einrichtung und die neuen, sehr ergiebigen Produktionsmethoden. Ihr besonderes Interesse aber galt den Fragen betrieblicher Mitbestimmung und den Möglichkeiten, seitens des Betriebs Einfluss zu nehmen.
Erst bei Anbruch der Dunkelheit fanden wir ein Ende der interessanten Gespräche und versprachen über den Tag hinaus in Kontakt zu bleiben, ohne zu ahnen, dass der Rückweg in die Unterkunft uns zum Verhängnis werden sollte. Auf der Höhe der Stadt Esquintla – 50 km vor der Hauptstadt Guatemala Ciudad – wurden

wir plötzlich von einem überholenden PKW hart bedrängt und genötigt, von der Hauptstraße abzufahren und mit unserem Auto auf einen Parkplatz auszuweichen. Maria-Christine, die neben mir saß, hatte die Situation sofort erfasst und schrie laut auf: „O Gott, ein Überfall!“ Drei schwer Bewaffnete stürmten unser Auto, warfen den Fahrer in den Fond des Wagens, übernahmen selbst das Steuer und rasten mit hoher Geschwindigkeit in die entgegengesetzte Richtung. Ihre Befehle an uns waren kurz, schroff und vor allem unmissverständlich: „Keine Kontakte untereinander, die Augen schließen! Wer sich nicht daran hält, kommt hier nicht mehr lebend heraus!“ – Der Schock saß tief! Die Aussichtslosigkeit der Lage nahm von Sekunde zu Sekunde zu. Von wem sollten wir auch angesichts dieser Situation Hilfe erwarten können? Die Entführer waren offensichtlich fest entschlossen, ihren Plan konsequent durchzuführen und in ihrem Sinn erfolgreich abzuschließen. Dabei schreckten sie vor nichts zurück, auch nicht vor der Schusswaffe.

In einer Waldlichtung stoppten sie das Auto und befahlen uns, einzeln auszusteigen. Jeder wurde bei vorgehaltener Schusswaffe einer Leibesvisitation unterzogen und dabei aller Wertsachen und des Bargeldes beraubt. Ich erinnere mich noch, wie einer der Bewaffneten Maria-Christine eine kostbare Halskette, ein Geschenk von ihrer Mutter, brutal vom Hals riss. Danach mussten wir uns alle lang ausgestreckt auf den Boden legen, das Gesichts in’s feuchte Gras. Über uns stand der helle Mond.

Die Entführer machten sich dann über unser Auto her und plünderten es total aus. Alles, was ihnen nützlich und wertvoll erschien, nahmen sie mit, anderes entfernten sie und warfen es ziel- und planlos in der Gegend herum. Eine Stunde lagen wir fast regungslos auf dem feuchten Boden, wehrlos den Entführern ausgeliefert. Was bringen die nächsten Minuten? Ist das hier das Ende? Mir kommt die Bitte aus der Komplet, dem kirchlichen Nachtgebet, in den Sinn: „Herr, in deine gütigen Hände will ich meinen Geist empfehlen!“ – Noch nie zuvor hatte ich eine vergleichbare

Situation erlebt, wo ich mich so hilflos ausgeliefert fühlte und keine Möglichkeit sah, mich zu wehren und mir irgendwie selbst zu helfen.



Die Entführer sind mit dem Ergebnis ihres Überfalls offensichtlich sehr zufrieden. Sie hatten alles, was sie wollten, so dass sie - nicht ohne schroffe Befehle an uns – den Rückzug antraten. Ich habe noch ihre Worte im Ohr: „Keine Kontakte, keine Gespräche! Erst eine halbe Stunde nach unserem Abzug dürft ihr euch erheben!“

Die Hoffnung erfüllte uns alle mit neuer Kraft. Als wir uns erhoben und wieder festen Boden unter den Füßen hatten, brachte keiner ein Wort heraus. Wir standen stumm im Kreis. Der helle Mond über uns. Schließlich machte einer den Vorschlag, den glorreichen Rosenkranz zu beten. Dieses Gebet machte ruhig. Spät in der Nacht kamen wir im Gästehaus der Bischofskonferenz an! Beim Gottesdienst am anderen Morgen haben wir Gott aus tiefem Herzen gedankt für die Errettung!

Miriam Moreira Rubio

Man muss sie nicht verstehen, man muss sie nur lieben

Wir wollen die Geschichte unseres Zusammenlebens mit Maria-Christine erzählen.

Im Jahre 1989 kam eine ziemlich seltsame Frau hier an und zog im Nachbarhaus ein. Es handelte sich um Maria Cristina, eine Deutsche. Keine Nonne, aber der Kirche eng verbunden. Wir waren erstaunt über das Experiment, das sie vorhatte: mit jungen Indígenas zusammenzuleben.

Im Laufe der Zeit entwickelte sich eine Freundschaft zwischen uns und Maria Cristina.
Von Anfang an erschienen uns ihre Arbeit und ihr Leben sehr spannend. Durch die jeweilige Mitgliedschaft in der Focolarbewegung teilten wir das Bestreben nach Einheit und nach einem besseren Land, indem wir auf das Wohl unserer Nächsten bedacht waren. Wir empfanden bald eine enge Seelenverwandtschaft.

Ohne dass wir uns dessen bewusst waren, verband uns eine beinah mystische Beziehung. Wir halfen uns gegenseitig in tausenderlei Weise. In Guatemala war es zu jener Zeit schwer, einen Telefonanschluss zu erwerben. Glücklicherweise hatten wir einen. So konnten wir die Anrufe von Maria Cristinas Mutter entgegennehmen, die fast immer um dieselbe Zeit anrief: um 8 Uhr morgens, nach Anmeldung. Und obgleich sie und wir nicht dieselbe Sprache sprachen, kommunizierten wir mit einer Liste von Ba-

siswörtern und Grußfloskeln, die Maria Cristina in ein Heftchen geschrieben hatte, das unter unserem Telefontischchen lag, damit wir uns mit ihrer Mutter oder mit anderen aus Deutschland anrufenden Personen verständigen konnten. Diese Telefonate waren, ohne dass wir es ahnten, der Beginn von etwas ganz Großem: dem „Projekt Ija`tz“. Maria Cristinas Mutter solidarisierte sich mit der Idee, in Guatemala zu helfen, und begann unter ihren Freunden in Deutschland Spenden für diesen Zweck zu sammeln.

Unsere Beziehung zu Cristina war so natürlich, dass wir heute nicht mehr sagen könnten, zu welchem Zeitpunkt unsere Wege sich vereinigten und unsere Familie ein weiteres Mitglied zählte.

Als Cristina nach Guatemala kam, waren unsere Kinder María del Pilar und Miguelito sechs und zwei Jahre alt. So wuchsen sie praktisch in ihrer Gegenwart auf, mit einem geliebten Menschen aus einer anderen Kultur und mit einer anderen Lebensweise, der häufig verreiste und bei seiner Rückkehr Schokolade und Farbstifte mitbrachte. Miguelito setzte sich gelegentlich auf Cristinas Schoß und erzählte ihr Geschichtchen und Witzchen. Für sie war es immer erholsam, zurück in Guatemala zu sein. Für unsere Kinder war Cristina immer anwesend. Durch das junge Alter, in dem sie sie kennen lernten, können sie sich nicht an eine Zeit ohne sie erinnern.

Die Anrufe, die anfangs nur von ihrer Mutter kamen, änderten sich mit der Zeit. Manchmal erreichte uns ein Anruf eines Bischofs oder einer Institution wie Adveniat oder sogar aus dem Vatikan! Alle mit unterschiedlichen Mitteilungen oder Berichten: Kommentare zu ihren Reportagen, Zahlen zu Spenden für die Stipendien, irgendein Gruß. Es war auch interessant zu sehen, mit welcher Professionalität sie Interviews über bestimmte Aspekte von Guatemala beantwortete, die aus Deutschland oder aus irgendeinem anderen Land von ihr gewünscht wurden.

Voll Bewunderung erinnern wir uns daran, wie Cristina mit viel Liebe und Hingabe allmählich ihr Haus aufbaute und es dann ganz nach ihrer Lebensart ausstattete und dekorierte: ein bisschen deutsch, ein bisschen guatemaltekisch, mit Holz, Bambus, vielen Pflanzen, einem Bananenbaum und vielen typischen Gegenständen – und mit ihrem unverwechselbaren grünen Volkswagen, ihrem „Himmelchen“. Immer werden wir die Erinnerung an den Tag der Einweihung ihres Hauses im Herzen tragen. Sie lud ihre Nachbarn ein und einige Priester. Es war ein Festtag mit Kerzen, Tannenzweigen, Weihrauch, Tamales und Ponche.

Im Juni 1993, zu ihrem Geburtstag, besuchte Johanna Zauzich ihre Tochter, was für diese eine riesige Freude war. Endlich würde ihre Mutter persönlich die Motive kennen lernen, aus denen sie Guatemala als ihre zweite Heimat erwählt hatte, in der sie ihr christlich-soziales Engagement aus tiefster Seele leben konnte.

Auf einer ihrer vielen Reisen ins Innere des Landes musste Cristina in einem Transportflugzeug fliegen, das neben einigen weiteren Passagieren zahlreiche Säcke mit Getreide und Kardamom geladen hatte. Verursacht durch Übergewicht der Ladung musste der Pilot eine Notlandung mitten auf einem Feld durchführen. Auf dem Landweg nach Hause zurückgekehrt erzählte sie uns, noch unter Schock, von dieser Erfahrung. Daraufhin meinten wir: „Cristina, mach’ Dir keine Sorgen. Denk daran, dass Gott den Tag und die

Stunde für jeden von uns festgelegt hat. Und es war noch nicht die Deine."

Bei einer anderen Gelegenheit, als sie mit einem deutschen Bischof unterwegs war, hielten bewaffnete Männer den Kleinbus, in dem sie reisten, an und beraubten alle Insassen unter Androhung, sie zu erschießen. In dieser heiklen Situation kam der Satz in ihr Gedächtnis zurück und half ihr, Ruhe zu bewahren.

An einem Sonntagmorgen klopfte jemand heftig an unsere Tür. Es war Maria Cristina, die uns etwas Dringendes und Wichtiges zu sagen hatte. Sie war von einer Fahrt nach Santiago Atitlán zurückgekehrt, wo sie am Grab von Padre Francisco Stanley Rother (Padre Aplas), einem Märtyrer des Bürgerkriegs, dem sich Cristina sehr verbunden fühlte, meditiert hatte. Sie hatte versucht, eine Lösung zu finden für eine Unruhe, die sie schon längere Zeit in sich gespürt hatte: Sie wollte ihr Haus mit dem von Menschen verbinden, die ihre Ideale teilten. Deshalb schlug sie uns vor, uns die Hälfte des Hauses zu verkaufen, das sie mit so viel Kosten und Mühe aufgebaut hatte. Für uns war das eine große Überraschung und wir fragten sie immer wieder: „Bist Du sicher, Cristina?" Und sie erwiderte immer wieder: „Vollkommen."

Innerhalb weniger Tage gaben wir ihr unsere Antwort, die ebenfalls ein entschiedenes „Ja" war. Und so begann das Abenteuer: Wir rissen Wände ein, öffneten Türen. Zunächst behielten wir die Unterscheidung „dein Haus" - „unser Haus" bei, doch bald hießen beide Teile nur noch „das Haus". Für die Nachbarn war das etwas Unverständliches. Sie wussten nicht, ob es sich um ein Ausländerhaus oder ein Gästehaus handelte, denn immer kamen und gingen Menschen, seien es Einheimische oder „Blonde", Alte oder Junge, Laien oder Priester, kurz, eine große Vielfalt von Personen. Ganz unbewusst teilten wir alles, und doch behielt jeder seine eigene Privatsphäre. Zahlreich waren die Erfahrungen des „Gib, so wird Dir gegeben werden", und es war selbstverständlich, einen Teller

Essen oder ein Zimmer mit sauberem Bettzeug und warmem Wasser bereit zu haben für jeden, der ins Haus kam.

Inzwischen entwickelte sich das Projekt Ija'tz. Chiara Lubich, die Gründerin der Focolarbewegung sagt: *„Der Meißel weiß nicht, welche Skulptur er schaffen wird, die Feder weiß nicht, was sie schreiben wird, aber wenn Gott einen Menschen bestimmt für eines seiner Werke, dann ist dieser sein Werkzeug."* So verursachte das Projekt Momente des Schmerzes, der Dunkelheit und der Traurigkeit neben solchen des Genusses und der Freude, die Cristina mit uns teilte. Oft berichtete sie uns, mit Tränen in den Augen, von irgendeiner Schwierigkeit im Projekt, doch ebenso oft erzählte sie uns freudestrahlend vom erfolgreichen Studienabschluss eines Stipendiaten oder von der Großzügigkeit der Spender, die weiteren Jugendlichen zugute kam.

Maria Cristina hörte nie auf, eine Deutsche zu sein. Häufig, wenn sie eine Reportage fertig stellen musste und unter Zeitdruck stand, sahen wir sie kommen und gehen, hinauf und hinab eilen, ohne zu essen und ohne zu sprechen oder zu grüßen – manchmal zwei, drei Tage lang. Wenn wir über dieses Verhalten sprachen, das wir nicht verstanden, kommentierte Miguelito, der damals etwa 12 Jahre alt war: „Cristina muss man nicht verstehen, man muss sie nur lieben."

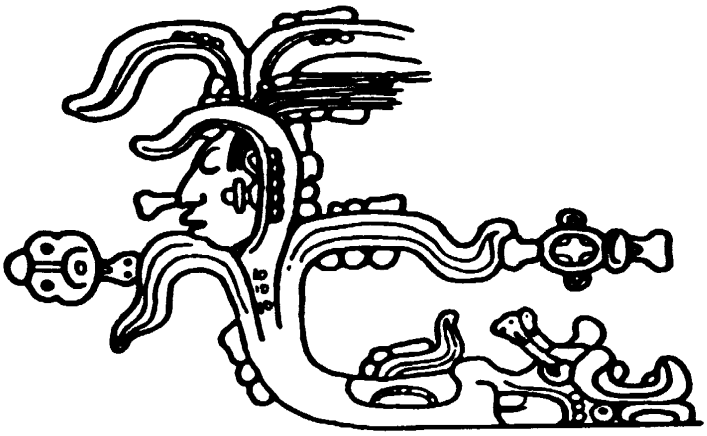
Die letzten Monate waren gekennzeichnet durch die Unsicherheit der Krebskrankheit, die man bei Cristina festgestellt hatte. Nach ihrem Geburtstag und nach der Abreise der Lüdenscheider Gruppe wollte sie im August 2009 eine Behandlung beginnen. Wir haben darüber gesprochen, was passieren würde, wenn die Krankheit sie besiegen sollte, und ihr Kommentar war: „Wenn es in Deutschland ist, bleibe ich in Deutschland, wenn es in Guatemala ist, bleibe ich in Guatemala." Wir versicherten ihr, dass sie, sollte es in Guatemala passieren, hundertprozentig mit uns rechnen könnte, und dass wir immer bei ihr sein würden bis zum Ende. Bei ihrer Abreise

boten wir ihr an, sie in unserem Familiengrab beizusetzen. So würde die „Nachbarschaft“ andauern – eine Idee, die ihr Ruhe verschaffte und Freude bereitete.

Aber Gottes Pläne waren andere; und an jenem Samstag, dem 1. August 2009, während des Abschiedsfestes für die Gruppe aus Lüdenscheid, war Maria Cristina sehr glücklich. Zu einem bestimmten Zeitpunkt präsentierte sie Miriam als ihre „Mama“ – eine Unmöglichkeit angesichts des Altersunterschieds von nur 10 Jahren. Alle lachten, doch im Grunde sind wir alle spirituelle Söhne und Töchter der anderen. Als sie zum Meer ging, dankte Cristina für unsere Hilfe bei diesem Besuch, und wir verabschiedeten uns mit: „Adios! Danke für alles!“

Die Nachricht am frühen Sonntagabend war niederschmetternd. „Ihre Stunde war gekommen!“ Wir konnten es nicht glauben, waren aber doch voller Hoffnung auf ihr Weiterleben in der Ewigkeit

und dankbar für die Erfahrung mit Christina, die Gott uns geschenkt hatte. Sie hatte uns gezeigt, dass Brüderlichkeit möglich ist über die Verschiedenheit der Rassen, der Kulturen und der Nationalitäten hinweg, und dass diese nur auf Achtung und Liebe beruht. Die viertägige Anwesenheit von Peter und Elisabeth, den Geschwistern Cristinas, war die Bestätigung, dass die Beziehung zu Cristina auch ein Band war zu ihrer Familie in Deutschland. Obwohl wir uns nur einmal während eines früheren Besuches der beiden in Guatemala gesehen hatten, waren diese Tage von einer solchen Vertrautheit, als wären wir schon immer in Kontakt gewesen.



Ulrike Vincenz

Die Anfänge des Projektes „Samenkorn“

Das deutsch-guatemaltekische Stipendien Projekt Ija‘tz - Projekt Samenkorn ist viel beschrieben worden. Über die Anfänge des Projekts in Deutschland und seine Gründerin Maria-Christine Zauzich schreibt Dr. Ulrike Vincenz aus Jever eine kleine persönliche Rückschau.

Wie es anfing

Im Advent 1993 war Maria-Christine Zauzich zum ersten Mal bei uns in Jever. Viele Jahre hatten wir sie nicht gesehen.
Wir waren neugierig auf sie, denn wir hatten sie als Abiturientin zuletzt getroffen. Wir wussten von ihrem Studienweg und ihrer Arbeit in den Redaktionsstuben renommierter Zeitungen, weil unsere Familien lange Jahre befreundet waren und das gleiche Schicksal während des Krieges teilten: evakuiert von Leipzig in das kleine Dorf Buchbach in Oberfranken, wo sie auch geboren ist.

Im Fernsehen war ihr Film „3 Tage mit Ana“ gelaufen, in dem sie durch die Augen eines kleinen Mädchens den Alltag einer Maya-Familie in Guatemala beschreibt. Für diesen Film hat sie, zusammen mit Bernd Herfen, den katholischen Journalistenpreis erhalten.
Sie kam mit ihrer Mutter und ihrem Bruder Peter an einem Abend im Advent 1993 zu uns nach Jever und warb um Freunde, die ihr helfen sollten.

Was sie uns aus Guatemala erzählte, bewegte uns. Ein Land, in dem 30 Jahre lang Krieg herrschte. Ein Krieg, den niemand gewann, in dem die Menschenrechtsverletzungen grausam waren, in dem in den Jahren der Gewalt zwischen 1980 und 1984 Hunderttausende litten, starben oder vermisst wurden, in dem die Armut unter der indigenen Bevölkerung immer mehr zunahm: Sechzig-

tausend Witwen, hauptsächlich der indianischen Bevölkerung hatten mit ihren Kindern nicht mehr das Nötigste zum Überleben.
Sie erzählte uns von den oft grausamen Schicksalen, die an sie herangetragen worden waren, den Frauen, denen sie gut zugehört hatte. Was sie da hörte, ließ sie zornig werden über die Ungerechtigkeit und den Hass. Sie hatte Mitleid mit den geschundenen Menschen.
Vom Schicksal dieser Frauen berichtete sie so lebendig, von ihrem harten Alltag, von ihrem Kampf ums Überleben, von ihrer Diskriminierung: und von dem Wunsch nach besseren, gerechteren Verhältnissen. Dazu gehörte neben dem nackten Überleben auch die Schulbildung, unerreichbar für die bettelarmen Witwen und ihre Kinder.

Das verstand auch unsere alte Mutter, die gerade zu Besuch war - und nickte, denn auch sie hatte dieses Schicksal erleiden müssen. Viele Frauen aus der Generation unserer Mütter in Europa standen nach dem Krieg allein mit ihren Kindern, kämpften, damit die Familien überlebten und die Kinder zur Schule gehen konnten.

Gerechtigkeit, das war Cristinas Thema!
Sie erzählte ausführlich, und wir hörten gespannt zu.
Und reden, das konnte sie: plastisch, farbig, lebendig und wahrhaftig;
mit Eifer und Empörung über die Ungerechtigkeit gegenüber den Armen:
vor allem redete sie überzeugend. Sie war so überzeugend, weil ihr Reden und Handeln glaubwürdig übereinstimmten.

Nun wollte sie also in Guatemala ein Schulprojekt gründen, damit diese Mütter und Kinder eine Chance auf Bildung bekommen sollten. „Brot für die Armen“, wie sie es nannte.

„Ich gehe davon aus, dass sich in einem Entwicklungsland wie in Guatemala friedlich nur etwas verändert, wenn man der indiani-

schen Mehrheit zu einer Ausbildung verhilft. Wenn es gelingen würde, mehr intelligenten jungen Leuten Zugang zu Bildung zu verschaffen, damit sich in dieser Gesellschaft langfristig etwas ändert. Dazu braucht man einen langen Atem".

„Angefangen hatte alles mit der Einzelspende einer einzigen Person, einer Freundin, die mir Geld mitgab und sagte:' Mach damit, was Du willst, Du wirst schon wissen, wer es brauchen kann.' Und fast gleichzeitig bat jemand drüben: ‚Helfen Sie meinen 4 Neffen zur Schule, ihr Vater ist umgekommen. Sie müssen die Schule abbrechen'."

Und sie half und erzählte es weiter; und so kam Spende um Spende von Freunden die ihr vertrauten und es anderen weitererzählten: wie ein Schneeball, der wächst und dann allein rollt.

„Ich habe bis zum heutigen Tag noch nie um eine Spende gebeten", sagte sie – stolz. Das war im Dezember 1993.

Da hatte sie aber schon über 50 junge Indigenas, denen sie mit Schulbüchern, Lernmitteln, Fahrtkosten, Zimmermieten half. Und ihr Budget lag schon bei 40 000 DM, über die sie verfügen konnte. Dieses Geld kam ohne jegliche Sicherheit, unregelmäßig und meist ad hoc zusammen, obwohl einige ihrer Freunde seit fünf Jahren auch regelmäßig Geld schickten oder Patenschaften übernahmen. Sie brauchte Hilfe. Die Arbeit des Dankens, des Übersetzens von Briefen, des Auswählens, konnte sie nicht mehr allein leisten neben ihrer eigentlichen journalistischen Arbeit.

In Guatemala war ein Verein entstanden: *Das Projekt Ija'tz*, angeregt durch einen indianischen Freund und jungen Anwalt, Hektor Roquèl, und mit Hilfe deutscher und indianischer Freunde wie Harriett Gottlob, Margarethe Reuter, Hannelore Göhring und anderen, die verzeihen mögen, wenn sie nicht erwähnt sind. Sie hat-

ten angefangen, das Stipendienverfahren zu formalisieren und über die Anträge gemeinsam abzustimmen.

Jeder Stipendiat musste bei der Bewerbung einen Kostenvoranschlag einreichen, jeder bekam auf diese Weise einen anderen Betrag. Nach 6 Monaten wurde abgerechnet, es musste ein Bericht mit den Studienergebnissen vorgelegt werden; und danach erst wurde sein Geld weiter ausbezahlt. Von diesen ersten über 50 Geförderten hatten dies nur drei nicht geschafft. Ermutigend! Ein Bildungsprogramm gab es noch nicht.
Für die Arbeit in Deutschland sollte ebenfalls ein Verein gegründet werden :

„Ich gehe davon aus, dass Sie nicht viel Arbeit haben werden, ihre Hauptarbeit wird sein, das Konto zu kontrollieren, 3 bis 4 mal im Jahr einen Dollarscheck nach Guatemala zu senden — und ein paar Spendenquittungen an die Spender zu senden.“

Ihre Eloquenz, ihre Solidarität, die Wärme, mit der sie über die Menschen und ihre Armut sprach, ihre große Begabung, die Dinge lebendig darzustellen hatten unsere Empathie geweckt, wir waren gewonnen.

Unsere kleine Gruppe sollte auch ihre Mutter Johanna Zauzich entlasten.
Ein bisschen wunderten wir uns insgeheim, dass es so einfach und so wenig Arbeit sein sollte, denn die Mutter war bis dahin die „Zentrale“ gewesen, und wir wussten, dass sie stundenlang beschäftigt war, die Korrespondenz ihrer Tochter zu erledigen oder weiter zu vermitteln, Listen zu schreiben, Konten zu beaufsichtigen, obwohl sie im Ruhestand war.
Johanna Zauzich interessierte sich für alles, was ihre Tochter tat, schrieb und bewegte.

Sie schrieb sich mit wildfremden Menschen, sie studierte, las über das Land, reiste hin, organisierte ihre Freunde und motivierte viele Spender.

Einige Tage nach Cristinas Abreise kam Hanna Zauzich mit Koffern und Taschen von Unterlagen aus Varel. Mit ihrer ordentlichen Handschrift hatte sie Briefe, Listen, Waschzettel verfasst. Ihre Kontrollzettelchen steckten überall, der Kofferraum ihres Autos war fast voll.

Hatte Maria-Christine überhaupt mitbekommen, wie viel ihre Mutter da schon geleistet hatte?

v.l.n.r.: Maria-Christine Zauzich, Hanna Zauzich, Ulrike Vincenz, Gabriele Tjaden

Guten Mutes fingen wir an. Die Vereinsgründung, die Satzung, die Ziele mussten erarbeitet werden, anwaltlichen Rat erhielten wir durch RA Meyer aus Varel, -- und wir brauchten einige Mitstreiter zur Gründung eines Vereins. Dies geschah am 26.6.1994 in der Schlosstrasse 6 in Jever, Friesland, offiziell in das Vereinsregister eingetragen und als gemeinnützig anerkannt am 12.9.1994. Gründungsmitglieder waren Johanna und Peter Zauzich, Monika Fuchs,

Marianne Hackenberg, Elisabeth Bilke (geb. Zauzich), Elisabeth und Dieter Stöhr und Ulrike und Matthias Vincenz.

Die Kontakte zu den einzelnen Spendern waren immer freundlich und von Wohlwollen getragen, Es begann sofort, Freude zu machen. Wir arbeiteten alle ehrenamtlich, Kosten sollten überhaupt keine entstehen. Notwendige Büroartikel, wie Papier, Porto, später Computer, Drucker, etc. wurden von unserem Kreis gespendet.

Eine-Welt-Gruppen, evangelische und katholische Gemeinden, Lehrer, Schulklassen meldeten sich bei uns oder schickten Briefe und Geld - es wuchs „unser“ Samenkorn.

Warum? Weil Christine Zauzich schrieb und schrieb, Kontakte knüpfte, Vorträge hielt, reiste, immer wenn sie in Deutschland war.

Es lief rund bei uns, unsere Treffen waren immer auch ein kleines Fest, denn das Samenkorn wuchs und wuchs, und wir freuten uns darüber.
Die Pflege der persönlichen Kontakte zu den Spendern mit Briefen, Karten, kleinen gewebten Geschenken aus Guatemala, nahm viel Zeit in Anspruch. Die Kontakte mit unserem Schwesternverein in Guatemala waren lebhaft.
Und wenn sie in das „casa madre“ des Samenkorn in Deutschland kam, wie sie unser Haus oft scherzhaft nannte, dann waren in kürzester Zeit Tisch, Stühle, Bänke und Fußboden belegt mit Stapeln von Papieren, Briefen, Unterlagen. Sie telefonierte, plante, terminierte- immer ein bisschen eilig, immer ohne Zeit.

Ihr erster Besuch mit Stipendiaten war ein großes Erlebnis für uns und ein großer Ansporn; später folgten viele ihrer Reisen wochenlang durch die ganze Republik, überall ernährt und beherbergt von Freunden. Bei diesen Reisen hat sie sich viel abverlangt und hat dabei viele Menschen erreicht. Schulen und Gemeinden quer

durch Deutschland mit bis zu 60 Terminen forderten von der Reisegruppe manchmal das letzte an Kraft, unermüdlich wie sie war, und wie sie es von den anderen forderte.
Und umgekehrt sind viele Reisen nach Guatemala erfolgt, Spenderreisen, Jugendliche aus Lüdenscheid, Einzelreisende,—auch Journalistenreisen: so Ines Stöhr, die Tochter unserer allerersten Vorsitzenden Elisabeth Stöhr, der Christine als Erste möglich machte, in der Familie einer unserer Stipendiaten mit zu leben. Sie empfand dies als großartige Erfahrung und hat es anschaulich beschrieben.

Christine Zauzich baute Brücken zwischen Welten!

Ein besonderes Highlight war die Erfüllung ihres Traums: das Studienzentrum in der Stadt, untergebracht in einer alten Villa, die die Familie von Brauck , Hannover, für zehn Jahre zur Verfügung stellte. Hier konnten unsere Stipendiaten wohnen, wenn sie in die Hauptstadt kamen, hier waren Computer, Bücher und die Möglichkeit, unser Bildungsprogramm abzuhalten. Das Fest der Einweihung am 13.9.1997 war auch für uns ein Fest, selbst wenn wir nur aus der Ferne teilnahmen.

Mit dem Geldverteilen war es nicht getan - im Gegenteil.
Im Laufe der Jahre stellten sich viele Fragen über die Grundlinien des Projekts. Wie sollte dessen Philosophie aussehen?

„Wie sollen wir erreichen, dass unsere Samenkorn-Stipendiaten, einmal anders werden? Nicht korrupt, tolerant, aufs Gemeinwohl bedacht, ehrlich?“ Fragen, die Christine Zauzich immer wieder stellte.

Unser Profil war klar: gefördert werden sollten begabte Jugendliche aus ärmsten Familien, mit christlichem und sozialem Engagement, die in ihrer Identität als Mayas und in ihrer gesellschaftspo-

litischen Verantwortung gestärkt werden sollten. Aber was hieß das genau?
Es wurde in Guatemala im Projekt und bei uns in Deutschland heftig diskutiert über Auswahlprozesse: welche Präferenzen stellen wir? Indianische Identität, Maya Religion, christlicher Glaube, wie verträgt sich das? Welche Persönlichkeiten sollten gefördert werden? War die Förderung ergebnisoffen genug? Warum Christen? Reichte ein säkularer Humanismus nicht aus? Warum nur Mayas? Nur Mayas, auch Ladinos? Wie soll Vertrauen entstehen?
Wie war es mit einem Bildungsprogramm? Was muss es enthalten? Gesellschaftspolitische Fragen, Ethik, Lerntechniken, persönliche Lebensführung?

v.l.n.r.:
Ulrike Vincenz, Hanna Zauzich, Peter Zauzich, Maria-Christine Zauzich, Monika Fuchs

In langen Auseinandersetzungen, Diskussionen, man kann ruhig sagen - auch unter Schmerzen - sind *Vision* und *Mission* des Projekts in Guatemala und in Deutschland erarbeitet worden, wie man es heute nachlesen kann.
Vieles haben wir erst besser verstanden, als wir selbst 1999 in Guatemala waren und eine unvergessliche Reise durch das Land

machten, Stipendiaten und deren Eltern besuchten, mit den engagierten Mitarbeitern des Projekts sprechen konnten.

Treibende Kraft, beharrlich, herausfordernd, manchmal anstrengend, war Christine Zauzich. Sie, die in diesem Land lebte, die sich gemein machte mit den Armen und ihrem Hunger nach dem „Brot des Wissens“, die sich aufregte über die Ungerechtigkeit in der Welt der Armen. Sie drängte, forderte, war manchmal ungeduldig, manchmal auch verständnislos für unsere Sicht, die wir ihrer Meinung nach im sicheren wohlhabenden Deutschland lebten.

Sie war aber ebenso versöhnlich und freundschaftlich, und für sich selbst sehr bescheiden. Nie ging sie ohne ein Gedicht zu schreiben, einen kleinen Abschiedsbrief, ein kleines Geschenk zu hinterlassen.
Sie schaffte es immer wieder, unsere Empathie, unser Interesse und unsere Solidarität anzuregen. Ihre Furchtlosigkeit, ihr Vertrauen in ihren Gott bewunderten wir, ihre lebendige Art und Weise des Berichtens und Erzählens vermissen wir schon heute.
Dankbar sind wir, dass sie uns den Blick auf eine fremde Kultur geöffnet hat, bei der, hinter manchen „folkloristisch interessant“ wirkenden Äußerlichkeiten, eine besondere Spiritualität aufschien, die zu erleben wir als großes Geschenk empfanden.

„Vielleicht kann ich einmal nicht mehr, es könnte mir etwas zustoßen. Es wäre mir schrecklich, wenn dieses Projekt mit mir und meinem Namen steht und fällt“, sagte sie 1993.

Ihre Nachfolge ist geregelt. Hoffen wir, dass sie ihr persönliches Ziel erreicht hat, dass Andere ihre Brücken weiter bauen, mit langem Atem.
Hoffen wir, dass aus dem Samenkorn, das sie gepflanzt hat, ein Baum mit starken Wurzeln weiter wächst und Früchte trägt.

Ihr Tod reißt eine große Lücke.

Brigitte Denger

Maria-Christine Zauzich und Lüdenscheid

Pfarrfest 1990 – Pfarrer Broxtermann ist gerade aus Guatemala zurückgekehrt. Seine Begeisterung für dieses Land und seine Menschen, seine Ergriffenheit sind sofort zu spüren. „Dort bin ich nicht zum letzten Mal gewesen“, sagt er jedem, der ihn nach seinen Erlebnissen befragt. Und er erzählt von Maria-Christine Zauzich, die seine Gruppe begleitet hat.

Schnell wird der Plan geboren, diese außergewöhnliche Frau nach Lüdenscheid einzuladen, um der Gemeinde eine Begegnung mit ihr zu ermöglichen.

Gut erinnere ich mich an ihren ersten Vortrag nach dem Hochamt im großen Pfarrsaal ein Jahr später. Christine erzählt in einer so packenden und lebendigen Art, dass wir alle tief berührt sind. So kann nur jemand erzählen, der sich mit seiner ganzen Person eingelassen hat auf dieses Land mit seiner Geschichte und seinen

Menschen. Zahlen, Fakten, Analysen erschüttern; mehr noch ihre persönlichen Berichte von Gesprächen mit Witwen und Kindern ermordeter Indigenas, mit Priestern, die geblieben sind in den schlimmen Zeiten des Bürgerkriegs – trotz Einschüchterungsversuchen und Morddrohungen des Militärs.
Dies ist der Anstoß für uns, Guatemala in den Blick zu nehmen, nach Möglichkeiten zu suchen, die Marginalisierung und Diskriminierung der Indigenas durch Bildung und Stärkung des Selbstbewusstseins zu beseitigen. Das Projekt ‚Samenkorn' ist noch nicht geboren. So unterstützen wir in der Gemeinde zunächst Radio Quiché, das Alphabetisierungskurse und Bildungsprogramme für Indigenas in den Dörfern ausstrahlt.
Wir spüren, dass wir nicht mehr loskommen von diesem Land und seinen Menschen.

Mir kommt eine Stelle aus dem ‚Kleinen Prinzen' von Saint-Exupéry in den Sinn, als der Fuchs ihn bittet, ihn zu zähmen, um ihn zum Freund zu haben, und der ‚Kleine Prinz fragt:
- Was heißt ‚zähmen'?
- Es bedeutet, sich ‚vertraut machen'.

Im Französischen heißt es: ‚créer des liens', wörtlich übersetzt: Verbindungen schaffen.
Die Verbindung ist da, die Brücke wird gebaut.

Sommer 1995 – Die erste Gruppe aus der Gemeinde macht sich auf den Weg nach Guatemala. Drei Wochen mit Christine unterwegs; die Eindrücke und Begegnungen sind unbeschreiblich. Die Mitreisenden erleben, was es heißt, wenn sie vom Reichtum der Armen spricht, und sie beginnen zu verstehen.

Christine sagt Pfingsten 2009 in der Andacht anlässlich der Primiz von Albert Akohin aus Togo: „Ich bin vor 23 Jahren in ein armes Land gezogen, das verarmte Guatemala. Ich wollte nur zwei Jahre bleiben und bin immer noch da (...), nicht um ärmer zu werden, sondern weil ich von ihnen viel gelernt habe und weil mein Leben bereichert worden ist: Von ihrem Glauben, ihrer Bereitschaft, sein Leben für den Glauben einzusetzen – bis zum Martyrium,- ihrer Gastfreundschaft, ihrer Fröhlichkeit, ihrer Bescheidenheit ...“
Reich beschenkt kommt die Gruppe 1995 zurück. Einige sind so gepackt, stehen förmlich in Flammen, dass die Funken sprühen, sie springen über auf andere (nicht nur in Lüdenscheid) – auch auf Jugendliche.

Es entsteht die Gruppe ‚Caminos de amistad‘, die einen Austausch mit guatemaltekischen Jugendlichen ins Leben ruft. Einige junge

Leute von hier bleiben für Monate, einige ein Jahr und länger in Guatemala. Es kommen junge Menschen, Stipendiaten des inzwischen groß gewordenen Projektes ‚Samenkorn', nicht nur nach Lüdenscheid, sondern in alle Teile Deutschlands, werden Botschafter und Botschafterinnen ihres Landes und ihrer Kultur und lassen viele teilhaben an ihrem ‚Reichtum'.

Die Verbindung mit Lüdenscheid wird immer enger. Schon bevor das Projekt seinen Sitz hierher verlegt, schlägt Christine ihre Zelte hier auf, St. Joseph und Medardus wird ihre neue ‚Heimatpfarrei'. Glücklich über das neue Gemeindemitglied gewährt Pfarrer Broxtermann ihr das Privileg auf Lebenszeit, im Gottesdienst zu predigen – welch ein Gewinn! Auch aus den Nachbargemeinden kommen Menschen, um sie zu hören. In der Auslegung biblischer Texte bringt sie ihre Erfahrungen aus Guatemala mit ein, erschließt die Worte für unser konkretes Leben hier und jetzt in einer Schlichtheit und Klarheit, die jeder versteht und für sich umsetzen kann.

Auf dem Kirchplatz wird sie umringt, begrüßt, befragt – sie freut sich dazu zu gehören. Man sieht Christine bei Veran-staltungen in der Gemeinde, beim Pfarrfest (wo sie natürlich den Guatemalastand übernimmt); sie nimmt teil an Vorträgen oder Treffen von Gruppen wie z.B. 58 plus. Sie bringt Farbe ins gemeindliche Leben. Es stört sie überhaupt nicht, im Mittelpunkt zu stehen.
Gerne geht sie zu Familien, die sie zum Essen einladen; dankbar ist sie für jede Hilfe, ob beim Arzt, Computerspezialisten oder in ihrem neuen Zuhause.
Man spürt ihre Haltung: sie ist bereit, ihre Talente einzusetzen, ohne sich zu schonen, und kann dankbar die Talente anderer annehmen und nutzen.

Brigitte Denger mit Enkel Konrad und Maria-Christine Zauzich

Sieben Jahre wohnt sie bei Familie Anger, wo sie sich sehr wohl fühlt. Nach Umbaumaßnahmen im Angerschen Anwesen zieht sie ein paar Straßen weiter zum Ramsberg, wo es verwaiste Räume gibt, da inzwischen auch das jüngste Denger-Kind flügge geworden und nach Guatemala (!) aufgebrochen ist.
Jetzt kehrt wieder Leben ein. Manchmal ist sie Wochen, manchmal Monate da – nicht lange als Gast, nein, sie wird ein richtiges Familienmitglied, wird ‚Kind' im Haus. Die Tür zu ihrem Zimmer ist immer offen, sie ist präsent. In der Küche tauchen neue Lebensmittel auf, Körner in allen Variationen für das morgendliche Müsli, Quark für müde Gelenke, exotische Gewürze und viele, viele Kügelchen gegen allerlei Malaisen. Im Arbeitszimmer mit Computer und schnellem Internetanschluss muss ein Zeitplan erstellt werden, da das World Wide Web für Christine noch wichtiger wird als alles Papier, das sich in ihrem Zimmer auf Regalen, Betten und Fußboden ausbreitet. Wie glücklich ist sie, als ein eigener Laptop und W-LAN ihr unbegrenzte Möglichkeiten eröffnen!
Schon Tage vor ihrer Ankunft in Lüdenscheid ist Deutschland informiert: der Briefkasten füllt sich, das Telefon läuft heiß, alle sind in höchster Erwartung. Zum Glück ist der technische Fortschritt auch im Telefonbereich nicht aufzuhalten: mehrere Telefonappa-

rate und eine Flatrate sorgen dafür, dass kein Anrufer in die Warteschleife kommt. Eingeschränkt wird sie nur durch die Natur: auch mit zwei Ohren kann man nur ein Gespräch führen.
Unermüdlich scheint sie zu sein, alles wird aufs Genaueste geregelt. Nur gut, dass sie ihre Maßstäbe nicht auf die Familie anlegt. Gnädig ist sie vor allem mit den „Eltern“, wenn nicht alles so perfekt läuft, die Mittagsmahlzeit manchmal erst abends auf den Tisch kommt.
Gerne geht sie ins Städtchen, hält Ausschau nach Sonderangeboten und kann sich wie ein Kind freuen, wenn sie ein Schnäppchen gemacht hat, wie z.B. einen weißen Hausanzug für 10 Euro. Sie trifft fast überall auf freundliche und hilfsbereite Verkäuferinnen, denn schon beim Vortragen ihres Anliegens erzählt sie in der ihr eigenen Art, wo sie herkommt, wie sie lebt, und von den Menschen in Guatemala. Diese fragen nach, möchten mehr wissen und geben sich viel Mühe, Lösungen bei ganz speziellen Wünschen zu finden.
Christine liebt die Sonne, die Wärme. Kaum lässt sich der erste Sonnenstrahl blicken, zieht es sie zur Mittagszeit in den Garten; eine Siesta im Liegestuhl auf der Terrasse genießt sie in vollen Zügen. Nach dem Nickerchen ein spannender Krimi oder ein Roman - es gibt nichts Schöneres für sie.
Ihr letzter Besuch in Lüdenscheid ist im Frühjahr 2009. Die Kar- und Ostertage verlebt sie in und mit der Familie. Die erwachsenen Kinder sind da mit ihren Partnern, die Enkelkinder – und Christine mittendrin, die Tante, die „Spökes“ macht mit den Kleinen und Eier für die Großen und Kleinen versteckt. Sie gehört wirklich dazu.
Gemeinsam gehen alle zur Kirche, feiern die Osternacht, das Fest der Auferstehung Christi.

Die Erinnerung an die letzten gemeinsamen Tage ist ganz lebendig.

Stefan Hoffmann

Caminos de amistad - Wege der Freundschaft

Wege der Freundschaft – auf Spanisch heißt das „Caminos de amistad“. Ursprünglich eine Initiative des BDKJ und der Gemeinde St. Joseph und Medardus in Lüdenscheid, gaben wir uns während der Vorbereitung des ersten Gegenbesuchs diesen Namen. Wege der Freundschaft - so hatten wir sie 1998 in Guatemala empfunden, als wir überall freundschaftlich aufgenommen und begleitet worden sind. Auch wir wollten unseren neu gewonnenen Freunden die Wege in unsere Heimat bereiten. Sieben Mal sind wir diese Wege bisher gegangen – drei Mal (1998, 2002, 2006) von Deutschland nach Guatemala und vier Mal (2000, 2003, 2005, 2009) in die andere Richtung. Christine ist immer mitgegangen.
Christine war von Anfang an begeistert, als sie von dem für 1998 geplanten Besuch von zehn Lüdenscheider Jugendlichen unter der Leitung von Norbert Nikolai, Susanne Anger und Conny Arndt erfuhr. Sie traf sich schon vor der Reise mit der Gruppe und zog alle durch ihre mitreißende Art, von Guatemala und seinen Menschen zu erzählen, in ihren Bann. Geschönt hat sie dabei nichts. Aber die unaufgeregte Weise, auch von grausamsten Begebenheiten zu berichten, wie es wohl nur Guatemalteken können, ließ dieses 30 Jahre von Bürgerkrieg und vielfältigem Leid geschundene Land trotzdem seltsam schön erscheinen. Wir wurden noch neugieriger auf dieses Guatemala, in das sich wohl kaum jemand aufgemacht hätte, wenn er lediglich die nüchternen Fakten irgendwo aufgelesen hätte. Christine gefiel der Gedanke, dass es im reichen Deutschland junge Menschen gibt, die sich nicht damit begnügen, nur an ihr eigenes Fortkommen zu denken, sondern die erleben wollen, wie Jugendliche in ihrem Alter in einem anderen, viel ärmeren Teil der Welt, für ihre Bildung kämpfen müssen.

Christine, wie immer fröhlich, wenn sie Jugendlichen aus beiden Ländern die jeweils andere Welt zeigen und erklären kann.

Die Thematisierung dieser Diskrepanz zwischen dem als selbstverständlich und manchmal als lästige Pflicht empfundenen Bildungsangebot in Deutschland und der nur für wenige zugänglichen, nur teuer zu erkaufenden Schul- und erst recht Universitätsbildung in Guatemala zog sich seit 1998 wie ein roter Faden durch alle Begegnungen der Caminos. Sei es als Besuchsprogramm in Schulen, Universitäten und Bildungswerken beider Länder oder beim Leben in den immer kinderreichen Gastfamilien, in denen erlebbar wird, dass Bildung und Karriere in Guatemala die Ausnahme und ein Privileg und das sehr frühe Sorgenmüssen für das materielle Auskommen der Eltern und Geschwister die Regel und eine unausgesprochene Verpflichtung ist.
Genauso wie die Bildung war auch die Identität der Maya immer ein Thema. Die Tänze und Zeremonien der Maya waren Christine sehr wichtig. Sie konnte sich stark in den Maya-Glauben hinein fühlen, und es tat ihr weh zu sehen, dass viele Maya ihre Trachten

ablegten und ihre Traditionen verleugneten, um in den Städten von der vermeintlich tonangebenden Gesellschaft akzeptiert zu werden. Gelegentlich zum Leidwesen von manchem Deutschlandreisenden waren die Maya-Tänze zu allen Anlässen das bevorzugte Mittel, um Elemente der Maya-Kultur zu präsentieren.

Die Caminos von 1998 (Rafaela, Damaris, Olli, Katharina, Susanne, Norbert, Christoph, Ariane, Stefan, Susanne, Tobias und Sascha) beim gemeinsamen Mittagessen mit Stipendiaten des Projektes Samenkorn nach einer Maya-Zeremonie an einer alten Kultstätte auf einem Hügel bei Chichi-castenango.

Ein großes Highlight erwartete die Caminos der dritten Reise nach Guatemala 2006. Hier der Tagebucheintrag: „... müssen wir auch schon wieder los und machen uns auf den Weg zu Ana, die als 8-jährige die Hauptfigur in einem von Christines Filmen war und heute 28 Jahre alt ist und gerade ihr drittes Kind erwartet. Wir unterhalten uns eine Stunde mit ihr, und sie erzählt uns von ihren Problemen und was aus ihr und ihrer Familie geworden ist. Trotz eines sehr interessanten Gesprächs sind wir alle doch recht froh, als wir aus dem Haus wieder herauskommen, denn überall hängen

gewaschene Därme zum Trocknen, und die stinken schon ganz schön. Nachdem wir Anas Kindern unser Krümelmonster (Freizeitmaskottchen, Anm. d. Verf.) geschenkt haben und Gruppenfotos gemacht waren, fuhren wir mit unserem Bus vom Quiché zurück in die Hauptstadt. (Maren Riegel)“
Verwiesen sei an dieser Stelle auf einen der bekanntesten Filme von Christine: "Drei Tage mit Ana". Ein zweiter Teil war geplant - wird jemand das Erbe antreten?

Zum Abschied laufen beide Gruppen in einer Reihe aneinander vorbei, damit jeder jedem die Hand reichen kann.

Uns und auch die Stipendiaten, die sich in Auswahlverfahren für die Reisen nach Deutschland qualifizieren mussten, hat Christine nie geschont. Bequem war sie nie, wenn sie zeigen oder sagen wollte, wie die Dinge sind. Aber genau das hat den Begegnungen ihren besonderen Wert verliehen. Nicht als Touristen wie durch einen Zoo führen wollte sie uns in Guatemala und auch nicht die Stipendiaten in Deutschland. Bis zur körperlichen und geistigen Er-

schöpfung durch vollgepackte Tage und überwältigende, kaum in den Träumen einer Nacht zu verarbeitende Eindrücke hat sie die Gruppen oft durch ihre beiden Heimaten getrieben. Wie sehr Christine uns manchmal gefordert hat, um uns in die Welt der Guatemalteken eintauchen zu lassen, verdeutlichen auch die Gute-Nacht-Worte zweier Teilnehmer von 1998 nach dem ersten Tag Arbeitseinsatz. In 2.500m Höhe ü.N.N. musste die Gruppe unter sengender Sonne den ganzen Tag mit Vorschlaghämmern Steine aus Felsen herausklopfen, um damit einen Weg in ein Kardamomdemonstrationsfeld zu ebnen: Olli: „Hier möcht´ ich auch nicht krank sein!“ Stefan: „Lass das ´krank´ weg!“

Durch Erlebnisse wie diese haben die Reisen das Leben aller Caminos deutlich geprägt. Das zeigt auch ein Zitat aus den Auswertungsbögen von 2006. Unter dem Punkt „Was ich gern noch sagen wollte…“ heißt es dort: „Es war das Beste, was mir bisher in meinem Leben passiert ist.“

Guatemala ist für viele von uns ein Stück "zu Hause" geworden. So seltsam das klingt, in allen Reisetagebüchern findet sich diese Formulierung. In der Fremde zu Hause haben wir uns im Kreis der jeweiligen Gruppe gefühlt. Zu Hause - jedes Mal, wenn wir nach anstrengenden Touren wieder in das Basislager in der Zona 2 zurückkehren konnten. Zu Hause - jedes Mal, wenn Christine irgendwo zu uns gestoßen ist. Und nicht zuletzt: zu Hause - auch hier in Deutschland, wenn wir bei Planung, Begegnung oder Reflexion zurückkehren in das Land, das uns durch Christine so ans Herz gewachsen ist.

Wir werden dafür sorgen, dass die Wege der Freundschaft begehbar bleiben, dass sie nicht zuwachsen, sondern weiter befestigt und ausgebaut werden. Bei den Vorbereitungen für die nächste Begegnung fühlen wir uns schon jetzt von Christines wohlwollenden Blicken begleitet.

Maria-Christine Zauzich

Ansprache bei der Primizandacht des aus Afrika stammenden Neupriesters Albert Akohin am Pfingstsonntag 2009 in Lüdenscheid
(ihre letzte „Predigt“)

Lieber Albert,
liebe Gemeinde:

Als ich 9 Jahre alt war, war ich “Primizbräutchen”, bei einem Neupriester; ich ging vor ihm her, im Kommunionkleid, mit einem weißen Kissen, auf dem eine kleine Myrtenkrone lag, und sagte ein Gedicht auf, das begann so:

Ein Priester muss sein
Ganz groß und ganz klein,
Vornehmen Sinn's
Wie aus Königsgeschlecht,
Einfach und schlicht
Wie ein Bauernknecht.

Ich habe jetzt das Gedicht im Internet gefunden und stelle fest, es stammt aus dem Mittelalter, und vieles kann man heute noch unterschreiben. Allerdings mit dem Schluss bin ich nicht recht einverstanden: Es hört so auf:

Im Denken klar,
Im Reden wahr;
Des Friedens Freund,
Der Trägheit Feind;

Feststehend in sich –
Ganz anders als ich.

Nein, ich glaube, wir wünschen nicht, dass der Neupriester Albert "ganz anders als ich" sein soll – vielmehr soll er genauso sein wie ich, wie wir: Ein Original, ein Mensch, der die Gaben, die ihm Gott gegeben hat, nutzt und ausschöpft; einer der zum Glück bestimmt ist – so wie ich: denn nur dann kann er anderen Glück und Freude bringen:
Wir wünschen, dass Pere Albert fröhlich und glücklich sein soll als Priester.

“Du bist als Original von Gott geschaffen – sterbe nicht als Abziehbildchen”, schrieb mir ein Kaplan in ein Jugendgebetbuch.
Was heißt das, Original sein? Sich nicht verbiegen, nicht anpassen, nicht nach dem schielen, was “in” ist. Sein afrikanisches Glaubenslicht nicht unter den deutschen Scheffel stellen. Ich selber sein, mit allen Ecken und Kanten.

Lieber Albert, ich bin gebeten worden, in dieser Andacht einige Worte zu sagen, vielleicht auch, weil wir etwas gemeinsam haben – aber eigentlich mit umgekehrten Vorzeichen:
Ich bin vor 23 Jahren in ein armes Land gezogen, das “verarmte Guatemala”; ich wollte nur zwei Jahre bleiben, und bin immer noch da; Ich bin “bei den Armen” geblieben, um einmal so plakativ von “den Armen” zu sprechen, nicht um ärmer zu werden, sondern, weil ich von ihnen viel gelernt habe, weil mein Leben bereichert worden ist: Von ihrem Glauben, ihrer Bereitschaft, sein Leben für den Glauben einzusetzen - bis zum Martyrium, ihrer Gastfreundschaft, ihrer Fröhlichkeit, ihrer Bescheidenheit, ihrer Frömmigkeit.

Und Du, Albert, bist vor 15 Jahren als Flüchtling “zu den Reichen” gekommen, nach Deutschland: auch Du bist reicher geworden: Reicher an Sicherheit vor Verfolgung, an Menschen, die Dir auf der Suche nach Deiner Berufung halfen, Du hast Menschen getroffen, die mit Dir ihren Glauben geteilt haben.

Was wir uns wünschen, Albert, ist, dass Du Dich nicht einfach anpasst, sondern dass Du uns teilhaben lässt am Reichtum der Armen in Deiner Heimat, dass Du Deine Wurzeln behältst, nicht versteckst. Wir beide, die wir zwei Welten kennen, ein bisschen sogar zwischen der Welt der materiell Armen und materiell Reichen hin- und herpendeln, müssen darüber reden, wir sind auch verpflichtet, etwas vom Reichtum der Armen nach Deutschland zu tragen – so wie wir dort etwas vom Reichtum der Reichen hin vermitteln, und das ist keineswegs nur Geld.

Die Guatemalteken, die vor kurzem hier waren, haben gestaunt, über das ehrenamtliche Engagement vieler Menschen; über den Umgang mit Alten, Kranken, Behinderten, über Schulen, Gesundheitsvorsorge, die Solidarität vieler Deutschen, über Ehrlichkeit, Sauberkeit, Ordnung. Und sie selber haben hier die Menschen beeindruckt mit ihrer Bescheidenheit, ihrer Fröhlichkeit, ihrer ungenierten Weise, frei zu beten.
Die Armen sind auch reich – und die Reichen sind auch arm: Wir Christen müssen versuchen, uns auf Augenhöhe auszutauschen, wir müssen teilen – aber: Geht das?
In Dunningen bei Rottweil hat vor Jahren Pfarrer Neunhofer dem Peruaner Raul Castro eine Tonplastik in Auftrag gegeben, genannt "Partnerschaftsfigur".
Ein Peruaner und ein Süddeutscher beugen ein Knie voreinander und reichen sich einen gefüllten Korb. Beide scheinen gleichzeitig zu geben und zu nehmen.
Neunhofer sagte dazu: *"Jeder erkennt die Würde des anderen an und niemand schafft eine ungute Abhängigkeit, sondern beide teilen […] was sie haben. Wir sehen Partnerschaft als bereicherndes Geben und Nehmen."*
Paulus schreibt im 2. Korintherbrief: (8,13ff), nachdem er zuvor zu großzügigen Spenden aufgefordert hat: *"Denn es geht nicht darum, dass Ihr in Not geratet, indem Ihr anderen helft, es geht um einen Ausgleich. Im Augenblick soll euer Überfluss Ihrem Mangel abhelfen, damit auch ihr Überfluss einmal eurem Mangel abhilft. So soll ein Ausgleich entstehen […]."*

Wovon habt Ihr in Togo im Überfluss? Wir bitten Dich, Albert, gib etwas ab von dem, was Arme überall im Überfluss haben: nichtmaterielle Güter wie Hoffnung wider alle Hoffnung, Fröhlichkeit in der Trauer, Gottvertrauen, Gastfreundschaft, Bescheidenheit, Improvisationskunst, Respekt, Langsamkeit.

Sei ein afrikanischer Priester in einer deutschen Gesellschaft: Bereichere uns, trau Dich, gib etwas ab; und sei dankbar – und tritt nicht in die Fallen einer reichen Kirche in einem reichen Land! Und: Bleib' ein bisschen arm, auch materiell: wir brauchen keine Priester im eleganten Anzug und mit einem feinen Auto, in einer eleganten Wohnung, womöglich noch in einem großen, leeren Pfarrhaus! Wir brauchen Priester, die glaubwürdige Zeugen sind für das Reich der Gerechtigkeit und des Friedens, an dem wir alle bauen wollen und müssen, und die Jesu gute Nachricht in einer Sprache verbreiten, die jeder versteht.

Ànimo, Albert, adelante: Mut, Albert, und voran!

Maria-Christine Zauzich

Drei Briefe von der letzten Reise

17.7.2009

Liebe Familien, Freunde, Verwandte der Lüdenscheider Guatemala-Reisenden,

hier meldet sich die Reisebegleiterin aus Antigua, Hotel Villa Colonial, mit der Order, allen mitzuteilen, dass die Sonne scheint, kein Vulkan raucht, und alle gut und sicher angekommen sind. Sie kamen pünktlich - aber es dauerte, denn sie mussten Koffer-Forschung betreiben; es wurde gesagt, die Koffer kämen einen Flug später, also in etwa eineinhalb Stunden. In der Hoffnung, dies habe seine Richtigkeit, verschleppten Vorstandsvorsitzender Lic. Jorge, die Stipendiaten Francisco und Catarina und Großmütterchen Christine die Reisenden im Hotelbus in die "Zona Viva" ("Lebendige Zone“, mit Diskotheken, etc.) denn am derzeit modernsten Flughafen Zentralamerikas zieht es, und man kann sich nicht mal setzen.

So wurde gutgelaunt das erste guatemaltekische "Gallo" (Bier) konsumiert, der Busfahrer hatte Zeit, um seinen Zweit-Autoschlüssel zu organisieren (den ersten hatte er eingeschlossen), und siehe da! Die Koffer kamen pünktlich. In der Aufregung hatten zwar einige ihre Kofferabschnitte unauffindbar irgendwo gelassen, aber unsere netten Gesichter und viele Erklärungen ließen alles durchgehen.
Gegen Mitternacht lagen dann alle im Hotel Villa Colonial in ihren Betten, und jetzt wurde ein Frühstück mit Platanos (Kochbananen), Bohnenmus etc. konsumiert, und auf nüchternen Magen Jacaranda-Tropfen, zur Vorbeugung gegen Amöben.

Bis bald Maria-Christine Zauzich

23.7.2009

Liebe amigos und amigas, Freunde, Verwandte der Lüdenscheider Guatemala-Reisenden:

Wenige Minuten vor dem Frühstück eine kurze Rückmeldung, am Tag des Geburtstags von Gudrun Bücher. Die "Luxus-Etappe" der Reise ist zu Ende: klimatisierter Bus; ein Super-Führer durch Tikal (er arbeitet mit dem Archäologen Nikolai Grube zusammen und ist selbst schon ein richtiger Gelehrter - und kann sogar sehr gut Deutsch)! Wir haben gut gegessen, zeitweise fast 40 Grad Hitze verkraftet, alle sind noch putzmunter und fidel. Nicht alle Bewohner Guatemalas heißen uns willkommen: Ein Spinnenaffe riss einen Zweig mit dicken Früchten vom Baum und warf sie schwunghaft nach uns, mitsamt einer "Barba amarilla", die giftigste Schlange, die Guatemala zu bieten hat. Auch unser Tikalführer wahrte gebührenden Abstand, aber eine Foto-Session gab es doch. Das Boot von Puerto Barrios nach Livingstone bewegte sich auf unruhiger See fort und stauchte gehörig alle Wirbelsäulen, wenn es mit einem heftigen "Bums" wieder auf's Wasser fiel. (Ein gutes Thema für die Meditation am nächsten Morgen: Ob Jesus auf dem See vielleicht auch so unruhiges Wetter hatte?)

Also, wie gesagt, alles o.k., noch keine Durchfälle, etc. Bisher keinerlei Regen trotz Regenzeit - aber ab heute soll es regnen, und es ist auch gehörig diesig. Gleich frühstücken wir mit drei Stipendiaten, in deren Familien sechs Besucher wohnen werden; dorthin geht's per Chicken-Bus, d.h. jetzt beginnt der eher "solidarische" Teil der Reise.

Am Montag sind wir dann wieder am Atitlánsee, und es gibt neue Nachrichten!

Herzlich, die Reise-Schreiberin Christine

28.7.2009

Liebe Verwandte, Bekannte und Freunde der Lüdenscheider Guatemalatruppe:

Nun ist mehr als die Hälfte der Reisezeit vorbei, und morgen in einer Woche fahren alle zurück. Eine lange und kurze Zeit, in vielerlei Hinsicht. Gestern trafen alle wohlbehalten im Hotel am schönen Atitlansee wohlbehalten ein, nachdem in manchen Mayafamilien und wohl auch bei einigen Reisenden Abschiedstränen vergossen worden waren. Gestern sprudelten nur alle über von Erlebnissen; Schlafen auf der Erde auf Maisstrohmatten (Horst und Arndt), gefährliche Gänge zur Latrine (Riegels), ein Hundebiss ins Schienbein von Mechthild Börger, super verarztet im staatlichen Krankenhaus (endlich mal was Positives von unserem elendigen Gesundheitssystem), schlafarme Nächte auf Bretterbetten für Gudrun Bücher und Christine, und Doris Koenig erzählte ebenso fasziniert und erstaunt von Sturzbächen, die durch den Innenhof des Hauses ihrer Gastfamilie flossen.

Alle haben jedenfalls unvergessliche Stunden bei armen und ärmsten Familien erlebt und sind den Menschen nahegekommen, wie sonst kaum Touristen. Großväter, Kusinen, Onkel, Tanten, alle dankten für den Besuch und schenkten Liebe, viel Essen (das keine erheblich negativen Folgen hinterließ), und allerlei Gaben.

Morgen fahren wir über den Atitlansee nach Santiago, dort wird morgen der Todestag des ermordeten Pfarrers gefeiert; mittwochs geht es nach Quiche, noch mal ins Hochland, noch mal zwei weniger luxuriöse Nächte, und dann geht‘s zurück ins koloniale Antigua.
Am Samstag gibt es einen Dank- und Abschiedsgottesdienst und eine letzte Runde mit Stipendiaten in der Hauptstadt, und von dort geht es noch einmal zwei Tage zum "Badeurlaub" an den Pazifik. Am Ende haben die Reisenden zwei Meere gesehen, Ruinen und Mayadörfer, in Familien mit gelebt und hoffentlich ein bisschen Ahnung vom Land des ewigen Frühlings und endlosen Leidens erlebt.
Unsere Jacarandavorsorge (Naturmittel gegen Amöbenruhr) hat offenbar geholfen, dass es noch keine Durchfälle gibt (was sonst nach zehn Tagen üblich ist), und dass alle fröhlich sind und einander in Liebe und Doppelzimmern ertragen. Gleich gibt es wieder gutes kaltes guatemaltekisches Bier und eine Vorbereitungsrunde für den morgigen Tag, der dem Thema "Märtyrer in Guatemala" gewidmet ist.

Mir (der Schreiberin) geht es auch gut; zwar kratzt es im Hals, als wäre eine Grippe im Anzug, doch hoffe ich auf einen Fehlalarm.

Allen die herzlichsten Grüße…

Maria-Christine Zauzich

Mechthild Börger

Letzte Reise – letzter Tag

Panama-City, Dienstagabend: mit gut einer Stunde Verspätung landet die deutsche Reisegruppe auf dem Flughafen. In Amsterdam hatte es Schwierigkeiten mit einer Tür gegeben, was den Abflug um fast zwei Stunden verzögert hatte. Einen Teil der Zeit hat der Pilot auf dem Flug wieder herausholen können. Eile ist angesagt, beim Umstieg in die Maschine nach Guatemala-Stadt.
Nach einem langen Tag, und einem Flug immer der Sonne nach, immer nach Westen, ist es nun dunkel. Alle sind müde von der Reise und froh, endlich am Ziel zu sein. Jetzt ein Bett! Die Koffer haben den schnellen Umstieg nicht geschafft, sie kommen erst mit dem nächsten Flug. Es heißt noch einmal warten, 1 ½ bis 2 Stunden wird es wohl noch dauern.
Vor dem Flughafen werden die sieben Reisenden von Maria-Christine und einem Empfangskomitee aus Stipendiaten und dem Direktor von Ija´tz mit kleinen Blumensträußen und großer Herzlichkeit erwartet. „Ihr müsst auf eure Koffer warten? Die Wartezeit nutzen wir, habt ihr Durst?“ Natürlich, keine Frage! Also geht es in eine kleine Kneipe, das erste guatemaltekische Bier ist ein Hochgenuss, und so wird das Gespräch munter und fröhlich.

Als das Gepäck endlich da ist, gibt es noch einige Schwierigkeiten, ein Koffer wurde beschädigt , Belegabschnitte fehlen, aber Maria-Christine verhandelt, erklärt, bittet und schließlich geht es mit allen Koffern und Taschen in einem Kleinbus nach Antigua.

Endlich am Ziel fallen alle müde in ihre Betten, in Deutschland ist es fast 9.00 Uhr am Morgen – deutsche Sommerzeit – in Lüdenscheid geht jetzt der Betrieb los, und auch anderswo in Europa hat der Arbeitstag begonnen.

Antigua, nur ein kleines Programm am ersten Tag, ein Bummel durch die Innenstadt, Kunst, Kultur, aber auch Restaurants und die typischen kleinen Geschäfte. Maria-Christine weist auf Besonderheiten hin, erzählt Geschichten und vermittelt Geschichte, verhandelt mit Verkäufern und gibt Tipps für den Kauf von Jade, Textilien und anderen landestypischen Gegenständen.

Maria-Christine führt zum Grab von Hermano Pedro, dem ersten Heiligen Guatemalas. Die Christen und ihr Leben in der Nachfolge, dieses Thema wird in den nächsten Wochen immer wieder eine Rolle spielen.
Der erste Tag im Land: Maria-Christine weiß aus Erfahrung, dass man Zeit braucht, um langsam anzukommen. Sie selbst nutzt Pausen und Ruhezeiten, um zu telefonieren, Details zu klären, Termine zu bestätigen. Eine Mail an die Verwandten und Freunde der Reisenden ist auch schon in Deutschland.

Eine Fahrt mit dem öffentlichen Bus in die Hauptstadt, das ist ein Erlebnis der besonderen Art. Die Busse sind überfüllt, der Mittelgang schmaler, als in Deutschland gewohnt, und auf zwei Sitzen rechts und links des Ganges sitzen jeweils mindestens drei Personen. An einigen Stellen ist der Gang durch die Sitzenden verstopft, über den Gang hinweg halten sie sich mit ihren Gesäßen gegenseitig einigermaßen im Gleichgewicht. Laute Musik dröhnt aus den Lautsprechern. An der einen oder anderen Haltestelle steigt ein Händler zu, der kleine Tütchen mit Süßigkeiten anbietet – oder auch schon einmal ein Sektenprediger, der eine kleine Ansprache hält, bevor er den Bus verlässt und auf den nächsten wartet.

Der Platz vor der Kathedrale ist von Pfeilern umgeben. Man bemerkt es nicht auf den ersten Blick, läuft eher daran vorbei, ohne sie zu beachten, Maria-Christine hält ein, weist darauf hin, dass Namen auf ihnen stehen: die Namen von 50.000 Campesinos, oft Katecheten, die eines gewaltsamen Todes gestorben sind. Sie

vermitteln eine erste Ahnung davon, welches Ausmaß von Gewalt und Tod das Land geprägt hat.
Und wieder: Christen in der Nachfolge, Christen unter dem Kreuz, Glaube, der das Leben prägt und bereit ist, den Tod in Kauf zu nehmen; Glaube, der bereit ist zum Martyrium.

Erste Begegnung im Projekt, mitten in der Großstadt, mitten im Leben.
Der Fußboden ist mit Kiefernadeln bestreut, ein duftender, grüner Teppich - ein ganz herzliches Willkommen, Umarmungen mit Bekannten, die man bei ihrem Besuch in Deutschland kennen gelernt hat und mit solchen, die von Briefen, Mails oder auch nur vom Hörensagen vertraut sind. Eine weitere deutsche Gruppe ist da, für sie ist es der letzte Tag in Guatemala.
Eine Maya-Abschiedszeremonie soll die beiden Gruppen aus Deutschland begleiten, die eine auf dem Heimflug, die andere, die sich aufmacht, um das Land in seiner Vielfalt und Schönheit zu erkunden. Einer der ehemaligen Stipendiaten ist auch Maya-Priester, Maria-Christine ist stolz auf diesen jungen Mann, der das Ritual vornimmt. Weihrauch und Kerzen, Erklärungen und Gebete, gute Wünsche für alle – und am Ende werden die Füße mit Blütenwasser besprengt. Für Maria-Christine ist das ein wichtiges Thema: die Verbindung der uralten Traditionen des Volkes mit dem Christentum. Sie liebt die alten Riten und wundert sich, dass sie es zum ersten Mal erlebt, dass nur die Füße besprengt wurden.

Die Schönheit der Karibik fasziniert, feucht-heißes Klima, ein gepflegtes Hotel mit einem schönen Pool – Abkühlung. Ein Ausrutscher auf der glatten Treppe, Schmerzen im Fuß, der kleine Zeh einer Mitreisenden ist gebrochen und muss versorgt werden. Maria-Christine weiß – wir immer – Rat. Gesundheitsposten, Verband um den Zeh, um ihn ruhig zu stellen. „Der Maya-Priester hat die Füße besprengt, nun ist ein Fuß verletzt. Ob es da einen Zusammenhang gibt?“ fragt Maria-Christine.

Tikal ist die nächste Station. Ein sehr kenntnisreichen Führer, der gut deutsch spricht. Maria-Christine ist ihm vor Jahren schon begegnet – und ganz begeistert davon, dass er sich ganz viel neues Wissen angeeignet hat und mit führenden Erforschern der Maya-Kultur zusammenarbeitet. Maria-Christine ist Feuer und Flamme und verabredet gleich mit ihm, dass er im Herbst den Stipendiaten die Geschichte ihres Landes näherbringt.

Nach einem opulenten Frühstück im Projekt geht es für die Reiseteilnehmer in die Familien von Stipendiaten. Zu zweit mit jeweils einem Dolmetscher wollen sie in der Zeit von Donnerstag bis Sonntag das Leben von Familien teilen, mit ihnen essen, arbeiten und ihre Lebensbedingungen kennen lernen. „Solidarisches Wochenende“ nennt Maria-Christine die Unternehmung.
Klappt das mit den Dolmetschern? Sind sie rechtzeitig vor Ort? Natürlich nicht. Maria-Christine telefoniert mit den Dolmetschern, den Stipendiaten, übersetzt am Telefon, ruft noch einmal an, ob denn nun alles klar, die Übersetzer endlich da seien. Gäste und Gastgeber haben da schon Wege gefunden, Wörterbücher und

Englischkenntnisse helfen, zur Not geht es auch mit Händen und Füßen.

Für alle Teilnehmer war dieses Wochenende wohl die bewegendste Station der Reise. Was für die Besucher aus Deutschland eine berührende Erfahrung ist, ist für die Menschen in Guatemala das alltägliche Leben. Sie schlafen zu fünft in einem Raum, atmen den ganzen Tag den Rauch der offenen Feuerstelle, bewirtschaften ihre Maisfelder, gehen auf den Markt, um ihre Waren zu verkaufen. Die Gastgeber führen ihre Gäste aber auch an ihre schönsten Plätze oder feiern Feste mit ihnen. Die Gäste werden in der Verwandtschaft „herumgereicht“ und hören immer wieder, welche Ehre es sei, dass sie gekommen sind, zu diesen Menschen, in dieses Dorf.

Als eine Besucherin von einem Hund in den Fuß gebissen wird, fährt Maria-Christine sie ins Krankenhaus, sorgt dafür, dass die Wunde versorgt wird. Sie will mit dem Auto auf das Krankenhausgelände fahren, das geht aber nur, wenn es wirklich notwendig ist. „Du musst humpeln und ein schmerzverzerrtes Gesicht machen.

Ein bisschen Schauspielerei muss schon sein!“ wird sie von Maria-Christine aufgefordert.

Als alle nach dem „Solidarischen Wochenende“ wieder zusammenkommen, in einem wunderschönen und ruhigen Hotel am Atitlan-See, ist es einigen peinlich, sich diesen „Luxus“ so selbstverständlich leisten zu können. Vielleicht haben sich Wertmaßstäbe verschoben.

Es gibt Zeit, die Erfahrungen zu reflektieren, nachzudenken, aufzuschreiben und einander mit zu teilen. - „Schlüsselgeschichten“ sollen sie schreiben, Maria-Christine ist da unerbittlich. Beim ein oder anderen schleicht sich ein Gefühl ein, wie damals in der Schule, wenn die Lehrerin einen Aufsatz über das schönste Ferienerlebnis ankündigte.
Alle sind beeindruckt von der Armut und der Würde der Menschen, die sie so nah in ihr Leben hineingelassen haben, die Tisch, Stuhl, Bett oder auch Schlafmatte geteilt und die Gäste am Ende auch noch beschenkt haben. Nein, immer so zu leben, das kann sich niemand vorstellen.

Maria-Christine erzählt von Märtyrern, die vom lebendigen Gott künden, indem sie bereit sind, für ihn in den Tod zu gehen. Es ist bedrückend, immer wieder mit Lebensgeschichten konfrontiert zu werden, die damit enden, dass Menschen gefoltert und umgebracht werden, weil sie sich dagegen wehrten, Gewalt anzuwenden und weil sie sich einsetzten für gerechte Lebensbedingungen, für Chancen auf Bildung und erträgliche Arbeitsbedingungen.

Der Bischof von Quiché betont im Gespräch mit der Reisegruppe die Rolle der Bildung. Die Entwicklung des Landes ist ihm ein wichtiges Anliegen. Hier wird nicht über theologische Spitzfindigkeiten gestritten, sondern die entscheidende Frage ist immer wieder: „Wie stehst du zu den Armen und Chancenlosen?“, das erklärt Maria-Christine nach dem Gespräch, und das ist wohl auch ihre

Haltung. Sie übersetzt das Gespräch, schreibt mit, was der Bischof sagt, bemüht sich, alles richtig zu machen. Der Bischof spricht etwas deutsch und versteht vieles. Er soll sie nicht bei einem Fehler ertappen.

Frauenbildung, Gesundheitsvorsorge, und Befähigung der Ärmsten, sich eine Lebensgrundlage zu erarbeiten, und immer wieder das Alkoholproblem, das zu Gewalt und Vernachlässigung führt - das sind Schwerpunkte der Caritasarbeit der Diözese, die Ulrike Morsell vorstellt. Ein neues Projekt ist in Planung, viele ältere und ganz alte Menschen leben verarmt und brauchen Hilfe.

Eine spontane Einladung in die kleine Wohngemeinschaft von Ulrike Morsell und zwei Maya – Frauen, die in Caritas und Katechese arbeiten, führt zu einem gemütlichen Abend bei Pizza, Bier und Wein. Eine Unterhaltung in Deutsch ist möglich, Maria-Christine ist nicht als Dolmetscherin gefragt, sie kann ein wenig entspannen.

Pater Rigoberto stellt seine „Pastoral der Kommunikation“ vor. Ein Radiosender für eine Gemeinde – und nun für ein ganzes Bistum. Die Menschen ermutigen und ihnen Zuversicht vermitteln, ihren Glauben zu stärken und sie ermutigen, zu handeln. Alles über einen Radiosender, weil Wege weit und unwegsam sind.

In Chichicastenango gibt es einen großen Markt, Stoffe, Handwerkzeug, Mais, Waren des täglichen Gebrauchs und schöne Dinge, auf die sich Touristen stürzen, all das ist dort versammelt. –

Und ganz in der Nähe eine heilige Stätte der Mayas, wo noch immer die alten Zeremonien stattfinden: Feuer, Gebete, Gemurmel, Gesten, Anrufungen Gottes und der Heiligen. Uralte Mythen und christliche Gebete. Die alten Traditionen sind noch sehr lebendig, werden verbunden mit christlichen Riten, und die Bevölkerung sucht darin Heil und Trost.

In Zacualpa wird die Gruppe wieder mit dem „Märtyrer-Thema“ konfrontiert. Pater Victorio zeigt die kleine Kammer, in der Menschen gefoltert wurden und erzählt, dass vor zehn Jahren noch die Blutflecken der Geschundenen an den Wänden zu sehen waren. Ihre Bilder sind nun an den Wänden der Gedenkstätte zu sehen, die Kirche in Guatemala lebt mit ihren Märtyrern und ihrem mutigen Zeugnis. Das Thema Leid und Tod, die Verbindung des eigenen Lebens mit dem leidenden und sterbenden Christus, kehrt immer wieder, wie eine Begleitmusik auf der Reise.

Am Samstag vor dem Rückflug wird im Projekt Abschied gefeiert, Stipendiaten, auch ehemalige, sind gekommen, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, Freunde und Begleiter. Wie immer in Guatemala, stellen sich alle mit einer kleinen Rede vor. Stipendiatinnen erzählen, wie schwierig es sein kann, vom weit entfernten Dorf in die große, fremde Stadt zu kommen und dort zunächst ganz auf sich allein gestellt zu sein. Angetrieben vom Wunsch nach Bildung, voller Lerneifer, aber ohne finanzielle Mittel. Einige Familien unterstützten den Bildungshunger, andere befürchteten, die jungen Leute würden sich von ihrer Kultur und ihren Verwandten entfremden. Die Gäste sprechen von dem wunderschönen Land, der beeindruckenden Landschaft und der Offenheit und Gastfreundschaft.
Nach einem gemeinsamen Gottesdienst im Innenhof ist es Zeit, Abschied zu nehmen, die Gäste werden reich beschenkt, eine Matte, selbst geflochten, eine kleine Krippe für jeden, ein Beutel mit „Rosa de Jamaica“, dem Tee, der allen so gut geschmeckt hat, soll an das Land und die Gastgeber erinnern.

Vor dem Abflug noch ein Wochenende am Pazifik, im Haus San Javier, einem Lieblingsort von Maria-Christine. Bei der Ankunft ist die Atmosphäre fröhlich und gelöst, das Meer ist schon zu hören, lange bevor man es sehen kann, und am Abend entlädt sich ein schweres Gewitter.
Am nächsten Morgen - Sonntag, dem 2.8. - ist das Wetter wieder schön. Jemand hat im Reiseführer gelesen, eine Bootsfahrt durch die Mangrovenwälder wäre ein Erlebnis. Eingeplant ist sie nicht, aber Maria-Christine telefoniert und organisiert. Sie freut sich, als es klappt, diese Tour ist auch für sie neu und interessant. Wunderschön ist die Fahrt, die Natur zeigt sich noch einmal von ihrer schönsten Seite.

An diesem schönen Sonntag, der ein fröhliches Ende einer überwältigenden Reise sein sollte, bricht dann am Abend der Tod herein.

Jorge Oliva Trujillo
Vorsitzender des Projektes „Ija´tz“, Guatemala

Nach Cristinas Tod

Auszug aus seinem Brief an die deutschen Freunde, der am 14.8.2009 in der Auferstehungsmesse in Lüdenscheid verlesen wurde

… Auch wenn wir noch nicht wirklich die Dimension des Todes unserer lieben Gründerin erfassen können, so haben wir eindrücklich erfahren, welch unermessliche Zuneigung und Liebe ihr Hunderte von Menschen durch ihre Anwesenheit in der vergangenen Woche zum Ausdruck gebracht haben. Sie werden sich ihr Leben lang immer an sie erinnern und ihr Andenken ehren. Ich hatte die Gelegenheit, während der Totenwache mit vielen Freunden und Bekannten von Maria Cristina zu sprechen – auch mit Müttern von Stipendiaten, die trotz ihrer geringen finanziellen Mittel sich die Mühe machten, in die Hauptstadt zu fahren, persönlich Abschied zu nehmen und ihren Dank und ihre Verehrung für die Person zum Ausdruck zu bringen, die das Leben und Schicksal ihrer Kinder nachhaltig verändert hat.

Während der Messe am Sonntag, dem 9.8.2009 hat der deutsche Botschafter in unserem Land, Peter Linder, einen langen Brief von Staatssekretärin Karin Kortmann aus dem Ministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit vorgelesen. Alle Anwesenden haben so nochmals von Maria Cristinas Einsatz für soziale Gerechtigkeit in Lateinamerika erfahren, ebenso durch den sehr bewegenden Brief von Pfarrer Johannes Broxtermann von „Samenkorn“. Danke für alle Zeichen der Anteilnahme – das ist Balsam, der die Seele tröstet.

Mit großer Bewegtheit möchte ich Ihnen mitteilen, dass am 5.8. um Mitternacht, d.h. am 65. Geburtstag von Maria Cristina, alle Stipendiaten und Gäste ihr ein Geburtstagsständchen sangen und ihrer gedachten. Was zunächst spontan begann, dauerte dann ei-

nige Stunden, viele der Anwesenden blieben beisammen und erzählten sich gegenseitig Geschichten, Anekdoten und persönliche Erlebnisse mit Maria Cristina. Vor allem aber entstand so eine fast „magische“ Atmosphäre, die so manche Selbstverpflichtung hervorrief, die Ernte von Ija´tz weiter einzubringen.

Am 1.8., dem Tag, bevor sie ihrem Schöpfer gegenübertrat, hatten wir eine heitere und ausgelassene Veranstaltung im Projekthaus, bei der sich fast alle Stipendiaten von der Reisegruppe aus Lüdenscheid verabschiedeten. Es wurde auch eine Maya-Zeremonie gefeiert, und es war offensichtlich, wie sehr wir alle diese Augenblicke genossen. Maria Cristina sagte mir anschließend: „Die Saat, die gepflanzt wurde, ist aufgegangen. Schau mal, allein in diesem Jahr haben drei Mediziner und zwei Krankenschwestern ihren Abschluss erlangt.“ Ihr zufriedenes Lächeln bedeutet für uns alle im Projekt die starke Verpflichtung, damit weiter zu machen. Wir wissen, dass es nicht einfach wird, aber wir haben den Willen, die Mission und Vision weiterzuführen, um damit das Vermächtnis unserer Gründerin zu ehren.

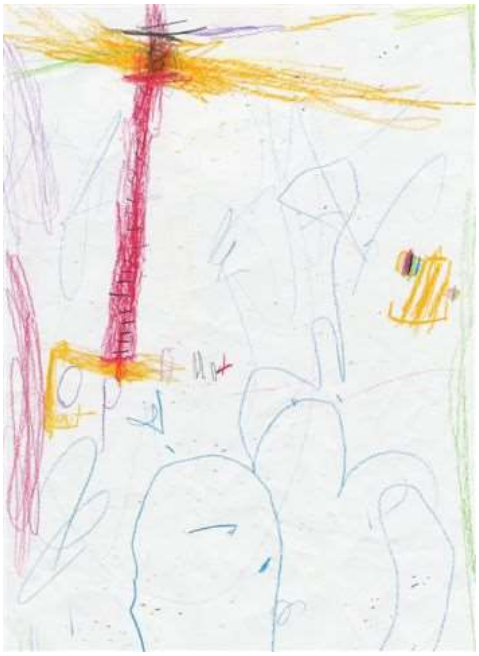
Peter Linder (Botschafter der BRD)

Johannes Broxtermann

Der, der mit ihr starb: Horst Sauer (1946-2009)

Predigt in der Auferstehungsmesse für H. Sauer am 12.8.2009 in Altena

Horst Sauer, ein Chemiker aus Altena, hatte schon 2000 an einer Reise mit Maria-Christine Zauzich nach Guatemala teilgenommen und war so beeindruckt vom Land und von den Leuten – und auch vom Projekt „Samenkorn“, dass er 2009 sich der Lüdenscheider Gruppe anschloss und auch seinen Schwiegersohn mitnahm.



Max, der Enkel von Horst, noch keine fünf Jahre alt, hat in den letzten Tagen ein Bild gemalt. Das Meer – und im Wasser stehend ein Leuchtturm, der große feste Lichtstrahlen aussendet. Diese Lichtstrahlen und diesen Leuchtturm können wir jetzt alle gut gebrauchen, brauchen Licht und Trost angesichts dessen, was das Meer – der Pazifik, der sog. „Stille Ozean“ – da angerichtet hat. Ich bewundere die Intuition eines kleinen Jungen, der den Leuchtturm nicht irgendwohin abseits stellt, sondern direkt ins Meer hinein, in den schrecklichen Schrecken hinein, in den Tod hinein. Da, wo es ganz dunkel wird, will das Licht scheinen.

Was für ein Licht? Ich schaue auf die Todesanzeige und lese, aus dem Hohenlied, dem schönsten Liebeslied der Welt – es steht wirklich in der Bibel:

> Stärker als der Tod ist die Liebe.
> Wasserfluten löschen sie nicht.

Wasserfluten haben ein Menschenleben ausgelöscht, mit furchtbarer Kraft.
Wir erleben diese Un-Worte der Todesanzeige mit: Undenkbar. Unsagbar. Unvorstellbar. Das Vertrauen in eine gute Weltordnung setzt da erst mal aus. Wir können die Frage WARUM voll und ganz verstehen, die über diesen Wasserfluten hängt.

Aber wir können noch etwas anderes heraushören: etwas, das Licht gibt. Eine erstaunliche Zuversicht, vielleicht gegen den Augenschein: Die LIEBE – stärker als der Tod. Die Liebe – stärker als das todbringende Meer. Die Liebe – eine Grundkraft mit einer Macht, die tiefer reicht als unser konkretes Leben und als der Tod. Es gibt Menschen, die geben ihr Leben hin, die lassen ihr Leben – aus Liebe. In Guatemala ist Horst bei seinen beiden Reisen auf die Spuren solcher Menschen gestoßen, solcher Märtyrer. Sie sind starke Hinweise für das Wort aus der Bibel: Stärker als der Tod ist die Liebe. Und es gehört mit zum ihn tief berührenden Geheimnis des Landes Guatemala, dass es solche Menschen hat.

In seinem Tagebuch dieser letzten Reise beschäftigt sich Horst mit der Lebensweise des Maya- Volkes. Einige Tage hatte er zusammen mit Schwiegersohn Arndt in der Hütte einer sehr armen Familie verbracht. Er lebte in dieser Zeit unter deren Bedingungen: hygienisch, kulinarisch, in allem. Er ließ sich auf eine solche Herausforderung ein. Da kam kein auftrumpfender anspruchsvoller Tourist. Da kam ein Mensch: offen, lernwillig, veränderungswillig. Brüderlich. Das Leben hier relativiert uns, schreibt er in sein Tagebuch. Wird mein Leben in Zukunft anders sein? Und wie wird es sich verändern? Er spürte eine beginnende Freundschaft mit den Indigenas in ihren so ganz anderen Lebensverhältnissen. Ich denke, diese Offenheit darf man auch Liebe nennen.

Liebe in Guatemala, Liebe in Altena. 40 Jahre Dienst bei der Fa. Dura in Plettenberg – und fast genauso lang: vierzig Jahre Ehe. Horst war nicht der Typ der großen Worte und der überschwänglichen Gefühle. „Nu mach hinne“, konnte man oft von ihm hören, eher nüchtern, gerade heraus, gradlinig und verlässlich. Sehr strukturiert – ein Techniker, ein Mann der Naturwissenschaften. Es ging ihm immer um die Sache. Ein verantwortungsvoller Mensch, der halbe Sachen nicht liebte, der sich für seine Mitarbeiter einsetzte, ganz da war, die Arbeit als gemeinschaftlichen Prozess gestaltete. Wohltuend für seine Freunde, für die Wandergruppe, für die Mitglieder im Tennisverein, auch für diese Kirchengemeinde. Gastfreundlich - wohltuend auch für mich. Ganz und gar wohltuend für seine Familie, für Rita, für Nicole und die Brauckmanns. Was da an Einheit und Liebe und Fürsorge sichtbar wurde, gehört Euch und gehört nicht hierhin. Aber es hatte Ausstrahlung, es kam herüber.

Er war groß,
weil er nicht groß sein musste –
weil er sich nicht für unersetzlich hielt
und sich wirklich relativieren konnte.

Er war stark,

weil er nicht stark sein wollte –
nicht ins Rampenlicht und
nicht in den Mittelpunkt drängte.
Er war reich,
weil er immer bereit war zu geben.

Den menschlichen Reichtum von Horst Sauer haben wir alle erfahren. Vielleicht hat der Enkel Max bei dem Leuchtturm an ihn gedacht. Das würde Horst in seiner nüchternen Bescheidenheit wohl abwehren. „Nu mach hinne“, würde er auch dazu sagen. Und würde uns auf einen anderen Leuchtturm verweisen, in dessen Licht er sein Leben sah und dessen Liebe ihm auch am 2.8. nicht aufgekündigt wurde. Dessen Liebe ist ganz gewiss stärker als der Tod. Ich glaube, dass Horst diesen Leuchtturm, diesen Gott im tiefen Berührt-Sein durch das Land und seine Leute, die Maya erfahren hat. Diese letzte Reise, bei der er am fast letzten Tag den Tod fand, enthält so etwas wie ein Vermächtnis, ein Testament. Das Leben hier relativiert uns. Wie wird sich unser Leben verändern?

Neben dem Sarg steht ein Bild, eines der letzten Bilder von Horst auf der Reise. Er schaut in die Ferne: der suchende, ganz offene, ganz gegenwärtige Horst. Einer, der noch einmal aufgebrochen ist in die Ferne. Der dort Tiefes erlebte und am Schluss den Tod erlitt. Ja, Gott möge uns weiterhelfen, das zu verstehen und zu tragen, denn:

Du führst uns hinaus ins Weite.
Du machst unsere Finsternis hell.
Du, der Leuchtturm zu Land und zu Meer.

Johannes Broxtermann

Predigt in der Auferstehungsmesse am 14.8.2009 in Lüdenscheid

„Du bist als Original von Gott geschaffen,
sterbe nicht als Abzieh-Bildchen."

„So habe ich versucht zu leben. Ich habe wirklich gelebt – mit vielen Schmerzen und vielen Freuden. Je mehr mir Glaube geschenkt wurde, desto mehr ging die Angst verloren. Angst ist das Privileg der Heiden. Ich hätte gern länger gelebt – und gehe bange durch die Todes-Türe, doch voller Hoffnung: Denn ich glaube an die Auferstehung und ewiges Leben und ein fröhliches Wiedersehen mit allen Geliebten. Gegen niemanden, der zurückbleibt, habe ich Groll. Dafür können wir alle gemeinsam danken."

Maria-Christine Zauzich im Jahre 1986, vor dreiundzwanzig Jahren! Da beginnt das „zweite Leben" in Guatemala, und vor der Abreise schreibt sie ihr Testament, das bis heute gilt. Mit dem gerade

verlesenen Text, so hat sie gewünscht, sollte ihr Tod bekannt gemacht werden.

„Du bist als Original von Gott geschaffen - sterbe nicht als Abziehbildchen.“ Ich glaube, wirklich niemand in Gottes weiter Welt käme auf die Idee, Cristina als Kopie, als Abziehbildchen zu sehen. Sie war ein Original in Reinform – ein Mensch von faszinierender und herausfordernder Eigenständigkeit.

Von einem großen Prediger der Barockzeit heißt es: „Er konnte so feurig von der Hölle reden, dass die Gläubigen beim Zuhören Brandblasen bekamen.“ Das konnte Cristina auch – feurig reden, dass alle ihr an den Lippen hingen; nur hatte sie als Thema in der Regel nicht die Hölle, sondern eher den Himmel. „Der Himmel geht über allen auf…“ – das war ihr Lieblingslied, wir werden es noch singen. Der Himmel! Da wollte sie hin: gewiss nach der Todes-Türe, um „Auferstehung und ewiges Leben und ein fröhliches Wiedersehen“ zu erleben. Aber auch schon vor der Todesschwelle: – „der Himmel geht über allen auf“, kann über allen aufgehen – über Menschen in Deutschland wie in Guatemala, und da vielleicht noch etwas mehr. Weil die Menschen da sehnsüchtiger und bedürftiger nach dem Himmel sind und ihn nicht vergessen haben, wie mancher bei uns. Das Himmelreich – oder eher in Cristinas Sprache das „Reich Gottes“ soll und wird mitten im Leben zu den Menschen kommen: dazu hat sie kräftig beigetragen. Sie hat Witwen von ermordeten Mayas, von den „Märtyrern des Volkes“ zugehört, die bei ihr ihr Herz ausschütteten und sich den Schmerz von der Seele weinten. Sie hat den inneren Reichtum der Menschen erkannt; ein sechsjähriger Junge, dessen Vater, der Caritas-Mitarbeiter Julio Quevedo, ermordet worden war, sagt in einem ihrer Filme: „Ich bete jeden Abend für die Mörder, dass sie so etwas nicht wieder tun.“ Sie hat einigen Hundert Menschen in Guatemala durch das Projekt „Samenkorn“ zu Bildung, zu anderer Lebensqualität und zu vertieftem Bewusstsein – gerade auch Selbstbewusstsein- verholfen, und sie hat einigen tausend oder einigen zehntausend Menschen in Deutschland von all dem berichtet. Sie

hat uns geprägt und verändert. Horst Sauer, der die letzte Reise nach Guatemala mit ihr machte (und mit ihr starb) und tief bewegt war vom Land und von den Leuten, schrieb in seinem Reisetagebuch unter dem Eindruck der Armut: „ Das Leben hier relativiert uns. Wird mein Leben in Zukunft anders sein? Und wie wird es sich verändern?“ Ich glaube, bei allen, die sich auf Guatemala eingelassen haben, hat sich sehr viel bewegt …

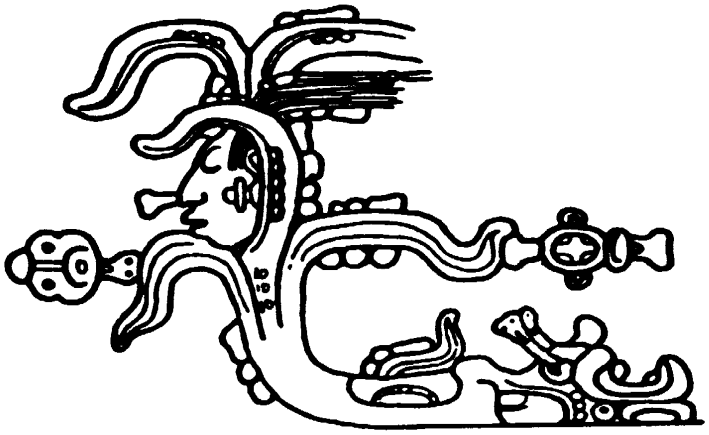
Ja, das Jahr 1986, das Jahr ihres Testaments und ihrer Abreise. Ihr Abrahamsjahr, ihr Damaskusjahr. Efrain Lopez, einer der Stipendiaten von „Samenkorn“ – er war auch schon hier –schrieb dieser Tage: „Cristina kam nach Guatemala und hat ihre Heimat verlassen, um mit uns und für uns zu arbeiten – wie es in der Bibel über Abraham heißt: Zieh aus deinem Land weg! Verlass deine Sippe und die Familie deines Vaters und geh in das Land, das ich dir zeigen werde ….“ Cristina selbst schrieb in ihrem ersten Rundbrief aus dem neuen Land: „Das war eine heilsame Lektion: Abschied nehmen von Dingen und Menschen. „Adios“ sagen zum Hausrat. Innerhalb von 24 Stunden alles loslassen. Aber auch die Gewissheit, dass Freunde durch Ferne nicht verloren gehen, wenn etwas Stabiles da ist – ein gemeinsamer Glaube, ein gemeinsamer Traum, dass „noch etwas kommt“, dass eigentlich immer Advent ist, Erwartung …“

Aufbruch, Loslassen – konkret: Loslassen einer geachteten gesellschaftlichen Position als Ressortleiterin beim Rheinischen Merkur. Im heutigen Kontext der Suche nach Sicherheit und einem festen Arbeitsplatz kann man das mutig, tollkühn oder auch verrückt nennen. Stattdessen: „freischaffende Künstlerin“, wie sie sich selber scherzhaft nennt; schreibend, reisend entdeckt sie die Armen, vor allem die Opfer der Gewalt im Bürgerkrieg. Damit steht sie nicht allein. Sie schrieb damals: „Was hat Bischöfe, Priester und Ordensleute veranlasst, dass sie aus ihren Häusern auszogen, mit den Armen für ihr Land kämpfen und oft Kopf und Kragen riskieren?“ Sie nennt die Veränderung, die sie an sich und anderen

wahrnimmt, Umkehr oder Bekehrung. Im Advent 1999 äußerte sie sich so: „Eine der Fragen, die mich in den letzten Jahren beschäftigen, ist die Frage der Bekehrung. Alle, die irgendwo kehrt machen und anders leben, haben sich zuvor physisch von dem Ort wegbewegt, an dem sie waren. Diese Art von Unterwegssein ist es, die uns in Bewegung hält, bereit macht, umzudenken, Neues zu versuchen und uns (und andere) zu bekehren."

Wie der hl. Paulus in seiner Bekehrung vor Damaskus vom Pferd stürzte, so fielen Menschen wie Cristina herunter vom hohen Ross der abendländischen Überlegenheit, des deutschen Lebensstandards und der hohen Theologie und wurden – ja, was wurden sie? Menschen des Herzens? Freunde der Armen? Zeugen des Evangeliums? Träger der Seligpreisungen? Pilger (Cristina im letzten Jahr samt Fahrrad auf dem Jakobusweg!)? Gäste auf Erden?
Alles das gewiss. Ich möchte sie *prophetische Menschen* nennen, und mir ist wirklich höchst selten ein so prophetischer Mensch über den Weg gelaufen wie Cristina. Prophetisch, das war bei ihr z.B. auch: unruhig, „immer in Eile", suchend, heilsam unangepasst, oft anstrengend, herausfordernd, sich und andere leicht überfor-

dernd. Niemals langweilig, zornig über ungerechte Verhältnisse. Grenzgängerin. Brückenbauerin mit der Gabe der Freundschaft. Eine Visionärin! Vor allem: ein Herz voller Feuer. Leidenschaftlich interessiert an Menschen, an ihren „Samenkorn-Menschen“ und an so vielen anderen. Selbstlos oft bis zur Erschöpfung, ohne sich zu schonen – wie das Weizenkorn im Evangelium. Und: ein Herz voller Feuer für Gott. Sie träumte ungebrochen den Traum vom „Reich Gottes“, den Traum vom Himmel, während andere überm Träumen einschlafen. Sie blieb hellwach und träumte und handelte danach und steckte andere an damit. Sie lebte dramatisch. Und sie starb dramatisch. Ich glaube: Über ihr, ihrem Leben wie ihrem Tod, „geht der Himmel auf“ - und hoffentlich auch über uns, wenn wir in großer Dankbarkeit an sie denken und für sie beten.
Amen.



Christian Stich
Neuer Direktor von Ija'tz / Samenkorn

Die Reise geht weiter...

Am letzten Tag der Spenderreise im Frühjahr 2009, während der ich Maria-Christine und vier Stipendiaten zweieinhalb Wochen quer durch Deutschland begleitete, - insgesamt 4500 km, 14 Orte und noch mehr Veranstaltungen und Begegnungen, von Regensburg bis Rostock, von Mönchengladbach bis Bautzen - schrieb sie mir in einen Brief zum Abschied folgende Zeilen:
„Lieber Christian, genau genommen wollte ich Dir einen „feierlichen" Brief schreiben, nach der Reise, und in Ruhe. Aber gerade macht jeder, was ihm einfällt... Du ruhst aus, Maria Cristina schreibt Postkarten, Nef und Mario erfüllen den Garten mit Tanzübungen und Marimba-Musik, Gloria unterhält Padre Juan beim Spargel schälen, und die Abuelita schreibt. Alle in einem Haus, eine Familie – bald geht jeder an seinen Platz zurück. Danke, dass Du uns deine Freundschaft zusagst, wie auch immer Deine Entscheidung ausfällt. Ich hätte mir nicht träumen lassen, dass meine letzte Reise so intensiv und fröhlich würde."

Intensiv und fröhlich, das charakterisiert sehr treffend diese gemeinsame Zeit. Ja, fast wie eine Familie, so kam es mir auch manchmal vor in diesen intensiven und unbeschwerten Wochen, drei Generationen gemeinsam unterwegs. Unterwegs zu Menschen, um Brücken zu bauen von Guatemala nach Deutschland und wieder zurück. Da war sie, Maria-Christine, die manchmal gestrenge „Abuelita" (Großmütterchen), wie sie sich selbst nannte, stets ungeduldig bedacht, dass auch alles klappt, mit unbändiger Energie, einem unerschöpflichen Schatz an Erfahrungen und interessanter Geschichten, die andere Menschen begeistern konnte für das Schicksal der Menschen in Guatemala und für ihr Projekt. Da waren die „Kinder/Enkel" Gloria, Cristina, Nef und Mario, jedes mit seinen unterschiedlichen Fähigkeiten und eigenem Charakter,

die aber wie Steinchen in einem Mosaik, wunderbar zusammenpassten und harmonierten und die allerorten die Herzen der Menschen eroberten mit ihrer fröhlichen und offenen Art. Und ich zwischendrin, eigentlich der, der ganz zuletzt und als Vertretung auf den Zug aufsprang. Ich hatte aber sehr schnell das Gefühl, meinen Platz in dieser Familie gefunden zu haben, als Papa der Truppe, zu dem mich Maria-Christine ernannte.

Für mich persönlich waren diese Reise und die Begegnung mit Maria-Christine und den Stipendiaten und damit durch sie der Kontakt zum Proyecto Ija'tz intensive Augenblicke, von denen man weiß, dass sie einen verändern. Augenblicke, in denen man merkt, dass man von etwas in den Bann gezogen wird, auch wenn man es in diesen Momenten selbst noch nicht richtig (be-)greifen kann. Vielleicht lag es daran, dass wir viel zusammen lachten, auch über uns selbst, fröhlich und manchmal sogar ausgelassen waren, trotz Reisestress und der gedrängten Termine.

Unterwegs sein, das trifft sehr gut auf das Leben von Maria-Christine zu, und so haben wir uns kennen und schätzen gelernt, unterwegs zu den Menschen, den Spendern in Deutschland. Unterwegs, auf den langen Fahrten oft bis tief in die Nacht hinein zu unserem nächsten Zielort, haben wir über Gott und die Welt gesprochen, uns gegenseitig unser Leben erzählt und vor allem auch viel über Guatemala, die Menschen, insbesondere die Mayas gesprochen und natürlich über ihr Projekt, über Visionen und das Brücken bauen zwischen Menschen und Kulturen. Das war es, was uns auf Anhieb verband. Wir merkten sehr schnell, dass wir uns in unserer unterschiedlichen Art sehr gut ergänzten, zum eingespielten Team wurden, und wir fanden heraus, dass wir in vielen Punkten der gleichen Ansicht waren, dass uns Themen wie Gerechtigkeit und Achtung der Menschenwürde, die bei uns beiden in unserem Glauben wurzelt, und nicht zuletzt Bildung als Schlüssel für nachhaltige Entwicklung sehr am Herzen lagen.

Mein Interesse an diesen Themen und an weltkirchlichen Fragen wurde bereits früh durch mein Engagement innerhalb der intensiv gelebten Partnerschaften meiner Heimatpfarrei St. Martin in Kaiserslautern mit Pfarreien in Afrika und Lateinamerika geweckt und hat sich im Laufe der Jahre zu einem Schwerpunkt meiner beruflichen Laufbahn entwickelt. Prägende Erlebnisse waren dabei sicherlich der Genozid in Ruanda im Jahre 1994 sowie die Befreiungstheologie in Lateinamerika, die ich beide durch persönliche Kontakte und Besuche aus solidarischer Perspektive mit den Freunden vor Ort hautnah erleben durfte.

Nach dem Jurastudium in Saarbrücken, habe ich viele Jahre im Bereich Entwicklungshilfe gearbeitet, u.a. als Projektmanager in der entwicklungspolitischen Beratungs- und Projektagentur APTE bzw. der CARERA Projekt GmbH in Regenburg mit Schwerpunkten Friedens- und Versöhnungsarbeit in Afrika (Ruanda, DR Kongo) sowie Erneuerbare Energie (Senegal, Kenia, Bolivien, Nicaragua).

Zuletzt war ich als Bildungsreferent beim *Eine Welt Netzwerk Bayern e.V.* beschäftigt, dem bayerischen Dachverband entwicklungspolitischer Institutionen, Weltläden und lokaler Eine Welt Foren. Darüber hinaus bin ich seit einigen Jahren als freier Referent für Menschenrechte bei Missio München und der Kath. Erwachsenenbildung im Bistum Regensburg tätig.

Meine Entscheidung, von der Maria-Christine in ihrem Brief sprach, ist positiv ausgefallen und so stehe ich kurz vor meinem Abflug nach Guatemala, um ab 1. Oktober 2009 das Proyecto Ija'tz als neuer Direktor zu leiten. Das kleine Samenkorn, das in mir im Frühjahr gepflanzt wurde, ist aufgegangen, und ich wünsche mir, dass es in den kommenden Jahren weiter wächst und blüht.

Ich werde das schwere Erbe von Maria-Christine antreten, wohlwissend, dass man sie, so wie sie war, nicht ersetzen kann. Christines Bruder sagte mir am Rande der Trauerfeierlichkeiten in Lüdenscheid, man solle Lücken auch Lücken sein lassen. Diese Worte machen Mut, den eigenen Weg zu finden und ihn mutig zu gehen. Sicher hätte ich mir meinen Start anders vorgestellt, doch ich gehe voller Vorfreude und im Bewusstsein, nicht allein, sondern der Unterstützung vieler Freunde und Mitarbeiter von Samenkorn/Ija’tz sicher zu sein. So traurig der Anlass auch war und so sehr ich es mir anders gewünscht hätte, eines hat ihr tragischer Unfalltod bewirkt. Seit ich in der Nacht vom 2. auf den 3. August die schreckliche Nachricht erhielt, bin ich in regelmäßigem Kontakt mit den Mitarbeitern im Projekthaus in Guatemala, den Vorstandsmitgliedern von Ija'tz und Samenkorn in Guatemala und Deutschland und mit vielen Freunden und Förderern des Projektes. Vernetzung im besten Sinne, das hätte Maria-Christine gefallen, denn sie war auch vernetzt wie kaum jemand sonst. Manchmal erscheint es mir, als wäre das ihr letzter Dienst an mir und vor allem für das Projekt gewesen, nämlich sogar über ihren Tod hinaus mich noch vor meinem offiziellen Start als neuen Direktor in Kontakt zu bringen mit vielen Ija'tzianern, so wie sie in ihrem Le-

ben häufig Menschen zusammengebracht und miteinander verbunden hat. So habe ich auch nicht das Gefühl, fremd zu sein, nein ganz im Gegenteil. Ich fühle mich bereits jetzt, kurz vor dem eigentlich offiziellen Start, bereits aufgenommen in die bunte i-ja'tzianische Familie.

Aus den Gesprächen mit vielen Mitarbeitern des Projektes in Guatemala ist eine Aufbruchstimmung heraus zu hören, aber auch Fragen die Zukunft betreffend. Viele Exstipendiaten haben sich wieder dem Projekt zugewandt, Stipendiaten und Exstipendiaten haben zum Ausdruck gebracht, dass sie sich gerade jetzt durch den Tod von Maria-Christine und durch deren Beispiel stärker in die Pflicht nehmen lassen wollen. Auf mich macht es den Eindruck, als sei die Ija'tz Familie näher zusammengerückt. Gemeinsam auf dem Weg in eine neue Zeit...

Die Abuelita hat sich nun endgültig zurückgezogen, nicht ohne vorher den Stab weiterzureichen an die nächste Generation. Ich bin mir des schweren Erbes bewusst und der großen Fußstapfen, die sie hinterlassen hat. Die neue Generation wird ihr Erbe weiterführen, mit ihrer Art und den ihr eigenen Fähigkeiten und ohne sie kopieren zu wollen. Ich sehe es als einen großen Vorteil an, unvoreingenommen von so manchen Schatten der Vergangenheit, die Zukunft gestalten zu kön-

nen. Wir werden den Weg weitergehen, den Maria-Christine begonnen hat und dabei das Ziel und die Vision nicht aus den Augen verlieren, auch wenn die neue Ija'tz Generation eine andere Schrittlänge hat, ein anderes Tempo vorlegt und manchmal auch hier und da die ausgetretenen Pfade verlassen wird. Möge dabei ihr kritischer und unruhiger Geist uns auch weiterhin begleiten, uns aufrütteln und antreiben, damit wir weiterhin uns alle gemeinsam und mit vollem Einsatz für bessere (Bildungs-) Chancen für Mayas in Guatemala einsetzen, unsere Stimme erheben gegen Diskriminierung aller Art und bei uns selbst beginnen, „Agenten des Wandels mit sozialem und christlichem Engagement zu sein", von denen Maria-Christine immer sprach.

Ich freue mich sehr auf die neue Aufgabe und die Herausforderung, das Proyecto Ija'tz gerade jetzt weiterzuführen, in der Zeit nach dem Tod der Gründerin und Seele des Projektes, Maria-Christine Zauzich, gemeinsam mit dem Mitarbeiterteam vor Ort, aber auch durch die Hilfe und Unterstützung so vieler Freunde von Samenkorn in Deutschland. Ich freue mich, mit Ihnen allen in Verbindung zu bleiben z.B. durch Besuche und Begegnungen, durch die Rundbriefe und weitere Infos und Fotos. Das hätte auch Maria-Christine gefallen, dass wir vernetzt bleiben und die Arbeit weiterführen, nicht ihretwegen, sondern für all die jungen Mayas, für eine bessere und gerechtere Gesellschaft in Guatemala, und weil es eine wichtige und lohnende Aufgabe ist.

Así sea! Möge es so sein!

Aus dem Kondolenzbuch in Guatemala

1 Eine Blume kehrt zum Himmel zurück, ein Engel, den Gott mir in den Weg stellte…Ich glaube, dass Du Dich nun an einem besseren Platz befindest, und dass die Saat, die Du in mir ausstreutest, aufgehen und wachsen und viele Früchte bringen wird…

Vilma Esperanza Escot

2 …dass Du eine Verkünderin des Glaubens, eine soziale Unternehmerin, eine Kämpferin für das Leben warst – eine „Mama Bär“, wie Dich einige nannten. Du warst eine große Frau, die darauf vertraute dass jeder junge Mensch die Zukunft der Gesellschaft verändern wird… Es gilt nun zu beweisen, dass das Gelernte der Mühe wert war und dass wir es immer neu in die Praxis umsetzen…

Nancy Patricia Gomez

3 Danke, Cristina, dafür, dass Du ein Engel Gottes warst. Danke für die große Hilfe, die Du den Mädchen und Jungen angedeihen ließest. …Sie werden sich sicher große Mühe geben, in ihrer Arbeit das Andenken von Maria Cristina zu ehren. Möge sie immer unter uns lebendig sein!

Estela Reyan Perez (Mutter einer ehem. Stipendiatin)

4 …Dir verdanke ich die Erfüllung eines meiner Träume. Ich widme mich jetzt mit Liebe und Hingabe dem Dienst am Nächsten… Eulalia Mateo

5 …ein von Gott geschickter Engel, der sich für uns interessierte, der die Mayas und die Leute von Guatemala liebte. Sie verließ ihre Familie und ihr Land, um sich um unser Fortkommen und unsere Entwicklung zu kümmern. Möge Gott sie in seiner glorreichen Gegenwart halten!

Gabriel Chavez Perez

6 Auf diesem Weg möchte ich dir sagen, dass alle Mitglieder der Familie Serech erschüttert und tief traurig sind über Dein Dahinscheiden. Ich erinnere mich deutlich an das, was du mir sagtest: dass ich so sein sollte wie mein Papa – und ich werde deinen Rat befolgen. Wir lieben dich sehr und werden dich niemals vergessen…Wie gefiel mir dein Ton, wenn du meinen Namen Jonathan aussprachst!

Jonathan Serech
(Sohn des ermordeten Schatzmeisters gleichen Namens)

7 …In ihrem Herzen war Cristina eine Maya. Ich danke dir für deinen unermüdlichen kämpferischen Geist, der Guatemala immer im besten Zustand sehen wollte. Und im Lauf der Zeit hast du erreicht, dass das Land beginnt sich zu verändern. Ich wünsche dir das Beste im anderen Leben, dass du begleitet sein mögest von Gott und seinen Engeln.

Byron Ixchop

8 … Du hast etwas Unsterbliches gesät, das Frucht bringen wird, wenn Deine Nachfolger es kultivieren….

Joel Anibal Sep Santos

9 … fühle mich an Leib und Seele erschüttert. Wie sehr hätte ich mir gewünscht, Dir meinen Lebensplan zu erläutern. Ich wollte Dir sagen, dass ich denselben Weg verfolgen möchte wie

Du. Ich wollte Dir tausend Fragen stellen. Aber ich ließ die Zeit verstreichen und tat es nicht. Jetzt werde ich umso eifriger Deinen Weg gehen…

Ana Rufina Pu

10 … Jetzt, da Du im Himmel und gleichzeitig bei uns bist, wünsche ich Dir in Freude und Traurigkeit, dass es Dir gut gehen möge, und dass Du uns segnen mögest, wo immer wir uns befinden. ..Ich bin sehr traurig, wenn ich mir mit meinen Freunden die Fotos ansehe, dass Du nicht mehr bei uns bist. Aber du wirst immer in meinem Herzen wohnen, und ich werde mich immer an Dein Lied erinnern: „Nada te turbe… Nichts soll Dich betrüben, nichts soll Dich ängstigen. Wer Gott hat, dem fehlt nichts."

Victor Tzalam

11 Ich werde mich mein Leben lang an Dich erinnern und danke dir tausend Mal für Deine Liebe. Gott sei mit Dir!

Elvira Tujuy

12 … werde dich ganz tief in meinem Herzen tragen wie einen Engel, der mich vom Himmel aus behütet… Ich bin sehr dankbar, denn ohne deine Hilfe würde ich jetzt nicht studieren, noch hätte ich nach dem Tod meines Bruders die Freude wiedergefunden – all dies dank den Einkehrtagen, die du organisiert hast…

Yolanda Soyos Suret

13 …Ihr Körper verließ die Erde und auch uns, aber ihr Werk und ihre vollbrachte Arbeit zum Wohl des Projektes und Guatemalas, werden wir immer in unseren Herzen tragen….

Ana Aurelia Diego Pascual

14 Liebe abuelita (Großmütterchen), mit dem Schmerz, den ich in meinem Herzen spüre, sage ich dir danke für all das Gute, das du uns hinterlassen hast…

Albina

15 … Ich fühle mich sehr getroffen von Ihrem endgültigen Abschied, aber ohne Zweifel wird Ihr Geist mit uns sein. Ich bin sicher, dass es Ihnen sehr gut geht in dem großen Paradies – denn enorm groß war Ihre Hingabe an unser Land.

Maria Feliciana Ujpan Mendoza

16 Gott hat eine Frau geschaffen, die kämpferisch war, stark, vorbildlich – die Guatemala so sehr liebte – ohne einen Unterschied zwischen Ethnien und Farben zu machen. Sie ist immer jung gewesen, Vorbild für eine vollkommene Hingabe…

Elsa

17 Selig Du, Maria Cristina, denn Du hast das Himmelreich schon gesehen. Als Du diese Welt verließest, wurdest Du geboren für unseren Gott. Bitte Gott, dass er uns beschütze. - Danke, dass Du Guatemaltekin bist. Danke dafür, dass ich jetzt ein Lehrer bin. Du lebst in mir für immer weiter….

Estuardo

18 Liebe Maria Cristina, der offene Himmel, wie ihn der Märtyrer Stephanus sah, hat Dich sicher erwartet. Aus Deiner Liebe zu diesem Land und seinen Menschen und aus großer Bewunderung der Märtyrer, der treuen Zeugen Gottes, bist Du in Guatemala geblieben. Du hast an einen Gott der Liebe, der Barmherzigkeit und der Zärtlichkeit geglaubt. Er hat Dich, wie ein

großer Vater, in diesem schönen, blühenden und ewigen Land, das wir Himmel nennen, aufgenommen. Gott möge Dich behüten. Padre Rigoberto

19 …Danke, Cristina, für Ihre Hilfe, Ihre Ratschläge, Ihre Lehren, Ihre Zurechtweisungen und vor allem für Ihre große Liebe als Mutter. Danke für das Samenkorn, das Sie gesät haben. Danke für Ihre Sensibilität gegenüber den Bedürftigsten, für all das Gute, das Sie getan haben, ohne eine Gegenleistung zu erwarten. Ich werde Sie sehr vermissen und Sie immer in meinem Herzen tragen. Vor dem allmächtigen Gott mögen Sie die Fürsprecherin dieses so leidgeprüften Landes sein.

Angel Aguilar

20 … Gott segne euch alle, liebe Familie von Maria Cristina, liebe Familie unseres Spenderfreundes Horst Sauer, der zusammen mit Maria Cristina in die ewige und himmlische Heimstatt Gottes aufgefahren ist.

Denn so verfährt Gott sicher mit denen, die ein Herz für den Nächsten haben, mit denen, die den Mut haben, ihre Heimat zu verlassen, um sich für andere einzusetzen…

Fabian Laynes Ramos

21 … Ja, ihr unerwartetes Fortgehen schmerzt. Aber sie lebt nun in der zärtlichen Nähe und Gegenwart Gottes. Von dort aus setzt sie sich für jeden Einzelnen von uns ein…

Schwester Ernestina Lopez

22 Ruhe in Frieden, abuelita (Großmütterchen) Maria Cristina. Durch deine Beispielhaftigkeit und deine guten Werke sind wir für immer mit dir vereint. Mein Herz schmerzt bei dem Gedanken an deinen Verlust. Ruhe in Frieden, du und dein Begleiter, unser Freund Horst.

Ruben Choc y Choc

23 … Maria Cristina, so bin ich überzeugt, konnte sich ihre Träume erfüllen und Früchte hervorbringen, die Gott sich von uns allen erhofft. Daraus werden neue Saatkörner reifen, die wiederum noch mehr Früchte bringen.
Jeder Stipendiat von „Samenkorn“, der dem Armen eine helfende Hand reicht, der sich zu Gesten der Solidarität verpflichtet, wird seinen Teil dazu beitragen, dass das Werk und die Träume dieser großartigen Frau und Freundin für immer wachsen und gedeihen…

Dr. Rosendo Jimenez

24 Hier im weit entfernten Chile bin ich mit meiner Familie versammelt, um für Cristina zu beten…. dass sie jetzt den Schöpfer schauen kann, den sie in ihrem Leben, in Deutschland wie in Guatemala, so sehr gesucht hat.
Ich bin dankbar für einen kleinen Artikel, den Cristina damals in einer Zeitschrift veröffentlicht hat, und der mich nach Guatemala führte, wo ich sie und die Stipendiaten kennen lernen durfte. Dadurch wurde mir ein Land und ein Volk offenbart, das mein Leben markieren sollte, obwohl ich dort nur kurze Zeit blieb.
Ich wünsche den Freunden in Guatemala, dass euch der Abschied von Cristina mehr denn je zusammenschweißt, damit ihr euch gegenseitig stärker unterstützen und gemeinsam für den Traum kämpfen könnt – den Traum, das Leben miteinander zu teilen….

Judith Schönsteiner

25 …Am Ende war Cristina so weise und spirituell, wirklich zu verstehen, dass es weder Rassen noch Grenzen gibt, um sich zu Hause zu fühlen. Ihre Kämpfernatur und ihre klare und konkrete Sicht der Dinge hat uns Hoffnung gegeben und uns alle viel gelehrt. So sind wir herausgefordert, mehr und mehr im Plural zu denken…

Nieves Martinez Luna

26 … bleibt die Erinnerung an ihr Lächeln, ihre Stimme, ihre Hingabe und ihren Einsatz. Jetzt, da sie in den Schoß unseres Herrn zurückgekehrt ist, liegt es an uns, in ihre Fußstapfen zu treten…

Rigoberto Jom Colorado

27 …So ergeht an uns die Einladung, ihrem Beispiel zu folgen und uns zu bestärken, weiter an den Träumen zu arbeiten, die sie uns fundiert und sehr gut verankert hinterlassen hat.

Leonardo Sanahi C.

28 …Für mich war Cristina eine sehr wichtige Person, die mich ermutigte, nach vorne zu schauen. Dank ihr und weiterer

Menschen bin ich das, was ich heute bin. Möge Gott uns beistehen, „Agenten des Wandels mit sozialem und christlichem Engagement“ zu werden und das „Brot der Erkenntnis und des Wissens“ zu erlangen, wie sie gerne sagte.

Miguel Ricardo Pú Lopez

29 … Cristina war ein Licht auf unserem Weg … Wir ehren ihr Andenken am besten, in dem wir jeden Tag für unsere Träume und Ziele kämpfen. Darum, Freunde von Ija´tz, geht mit Freude und Kraft ans Studium, damit jedes erreichte Ziel, einer Blume gleich, unserer geliebten Cristina zur Freude wird. Sie war nicht weit davon entfernt, eine „ Heilige“ genannt zu werden. Gott ruft uns, damit wir zu wahren Heiligen werden, die das Wohl des Nächsten und der Gemeinschaft über das persönliche Wohl stellen. Das ist es, was Cristina in ihrem Leben tat…

Juan Pablo Vasquez Herrera

Luis Pedro Nicolas Pedro (Stipendiat)

Wehmut des Winters

(gewidmet Maria-Christine Zauzich, die in Frieden ruht)

Die Welt ist ein großes Kolosseum
und eine Lieblingsnovelle der Zeit,
sie ist der Umriss eines schweigsamen Gemäldes
und der einer vagen Musik irgendeines Künstlers.

Sie ist ein Kapitel, das das Leben mit sich führt,
ein Paragraph, der alles zum Tode verurteilt,
ein Kino, in dem die Augen Stunden verzehren,
sich beklagend: heute habe ich es nicht gemacht, aber morgen
werde ich es tun.

Die Welt ist der Zufluchtsort des Überlebens,
das früher oder später im Tod endet,
das die Gefühle mit sich nimmt ins Grab,
Gefühle des Herzens, die sich unter der Erde verbrauchen.

Während die Agonie in den Käffern spricht:
„Hier ist sie nicht mehr, seit Monaten ist sie im Grab“.
Und die Platte wird mit jedem Winter trüber,
trübe für den Marmor und Erinnerung für die Seele.

Der Geist wird zunehmend nostalgischer,
weil nicht mal die Angehörigen zu Besuch kommen,
über dem Pantheon entstehen grüne Hügel
bedeckt mit Margariten, beim Begräbnis gepflanzt.

Während im Park in der Stadt sich alles tummelt,
die Verliebten gehen Hand in Hand dorthin,
um abends den Wettbewerb der Poeten zu sehen,
es ist keine Lüge, der Winter geht weiter, die Abwesenheit lebt.

Die Augen strecken sich wie Altarkerzen leuchtend
zärtlich zum Himmel empor,
nach den Platzregen am Nachmittag
wollen sie losziehen zum Meer, diese Herzen.

Nein, ich lehnte mich auch aus meinem engen Fenster,
entdeckte das Meer nur mit einem Boot, ich glaube es war eine Yacht,
die sich mit ihrem Segel vom Groll der Luvseite entfernt,
mit ihrem mickrigen Mast, der an das Kreuz des Nazareners erinnert.

Kinder die mit ihren schmutzigen Händen Grimassen zum Abschied schneiden,
trauriges Lächeln eines Greises mit seinen letzten Schneidezähnen,
Frauen fehlen nicht, diese wunderschönen Ebenbilder Gottes.
Soviel Geschrei ist nicht gut für diesen traurigen Abschied.

Sie fuhr davon mit einer Yacht, einer mit denen man über den Atlantik segelt,
sich langsam in den Wellen verlierend,
fuhr sie zum Horizont, um den Himmel zu erwischen
und ihn dem bettelnden Kind der Sonne zu schenken.

Während sie sich anmutig verabschieden,
bleiben nur die Möwen auf dem Meer,
am Himmel die Sonne der Abenddämmerung
und einige gegossene Samen in den Furchen der Gebirgskette.

Sie ging fort, ich glaube, sie nahm die Straße nach Westen,
sie wird die gegossenen Samen im Gebirge nicht vergessen,
sie werden aufrecht gen Himmel wachsen
und blühen im Frühling.

Nimm mich in dein Herz
und in meinem Herzen immer die Erinnerung an dich.
Ich sage dir nur: „BIS BALD“
Großmutter und Freundin meiner Wege.

Leonardo Anselmo Rodríguez Camajá (Ex-Stipendiat)

Gedicht für Maria Cristina

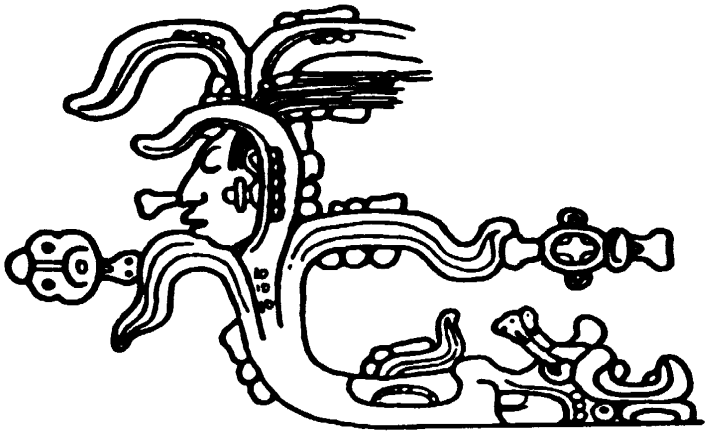
Einige Worte für Dich, wo Du auch bist...

Wie ein Vogel mit festem Flügelschlag, hast Du deine Reise begonnen,
ohne dich um Grenzen, Rassen und Religionen zu scheren,
um die Mission zu erfüllen, die dir die Großmütter und Großväter übertragen hatten.
Dein Stern führte dich zu den Bedürftigsten, und Du bautest dort dein Nest der Liebe, des Glaubens und der Hoffnung.

Wir sind die Früchte des Maiskorns - Ija'tz -, das Du gepflanzt hast, dem Traum von Fortschritt und Hoffnung,
den Du mit Liebe, Hingabe und Beharrlichkeit gepflegt hast,
damit eines Tages die Früchte der Güte, der Gerechtigkeit, der Solidarität und der Liebe mit den Bedürftigsten geerntet werden.

Du hast uns beigebracht, uns nicht zu fürchten, sondern den Höhenflug in Angriff zu nehmen,
Du bist mit uns an unserer Seite gegangen, hast uns aufgeholfen, wenn wir hinfielen,
hast uns auf den rechten Weg geführt, auf Pfaden der Gerechtigkeit,
hast unsere Leiden geteilt, unsere Triumphe gefeiert.

Deine Hoffnung bleibt hier, in uns,
die Hoffnung, dass wir zu Akteuren des Wandels und der Entwicklung unseres Volkes werden,
denen zu helfen, die uns brauchen, so wie Du uns geholfen hast.
Du bist in unseren Herzen und in unseren Gedanken,
unsere Inspiration weiter bis zum letzten Augenblick im Leben zu triumphieren und nicht zu verschwinden.

Jetzt strahlst Du mit deinem eigenen Schein dort am Himmelszelt, dort wo alles in Stille ruht.
Du bist das Licht, das meinen Weg auch weiterhin erleuchtet, auf jedem festen Schritt, den ich im Leben mache.
Du bist der Gesang der Vögel, der mich am Morgen, bei jedem Sonnenaufgang erfreut
und Du bist die Hoffnung auf eine gerechtere Zukunft und auf Chancen in diesem Land...

Auf immer Maria Cristina...